



Der Deutsche im Osten

Jahrgang 4

Mitte Juli 1941

Heft 7

Postverjandort Danzig

INHALT

Seite

Arthur Reih:	Der Weltenkampf im Osten	427
Detlef Krannhals:	„Napoleon“	432
Carlo v. Kugelgen:	Ein Bollwerk Europas im Osten	436
Volko Freiherr v. Richtofen:	Bolschewistische Wissenschaft und Judentum	441
Richard Frid:	Feldpostbriefe aus dem Osten	454
Eberhard Sarter:	Die Landschaft der Kurischen Nehrung	465
Wilhelm Pleyer:	Tootsch in Posen	472
Kulturspiegel des Ostens		475
Bücher — über und für den Osten		478
Anzeigenteil		479

Das Titelbild zeigt deutsche Kavallerie beim Vormarsch im Osten.

Die Bildvorlagen sind von: Heinrich Hoffmann, Berlin, Seite 425; Eigenes Archiv Kunst-
drucktafel I, II; Foto Richard Frid, z. Zt. b. d. Wehrmacht, Seite 457, 459, 461, 463;
Gauarchiv Danzig, Seite 445, Kunstdrucktafel III; Dr. Krause, Staisgirren, Seite 467;
D. Stork, Königsberg, Seite 468, 469, 470.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Richard Frid, z. Zt. bei der Wehrmacht; Bruno Hans Hirche, Krakau; Dr. Detlef
Krannhals, Danzig; Carlo v. Kugelgen, Berlin-Zehlendorf; Wilhelm Pleyer,
Reichenberg; Arthur Reih, Posen; Volko Freiherr v. Richtofen, z. Zt. bei der Wehr-
macht; Dr. Eberhard Sarter, Königsberg; Rudolf Schimmig, Posen.

Hauptgeschäftleiter: Dr. Detlef Krannhals, Danzig. Schriftleitung: Dr. Detlef Krann-
hals — Hanns Strohmenger. Verlag: „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig. Gesamt-
auslieferung: Vertriebsleitung des Gauverlages „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig,
Elisabethkirchengasse 11/12. Bezugspreise: Vierteljährlich RM. 3,50, Einzelheft RM. 1,50. Durch
alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen. Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt
dieser Zeitschrift ist untersagt.

Druck: A. B. Rasemann, Danzig. Anzeigenverwaltung: „Der Deutsche im Osten“, Danzig,
Elisabethkirchengasse 11/12. Ruf: 225 51. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leo Meißner,
Danzig. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Zuschriften nur an „Der Deutsche im Osten“,
Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12.



Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 4

Mitte Juli 1941

Heft 7

Arthur Reiß

Der Weltenkampf im Osten

Wir Deutschen stehen immer am Anfang der Dinge. Wir kämpfen für alle anderen Völker die Kämpfe des Gewissens. Wir haben sie immer zuerst unter uns selbst mit echt deutscher Gründlichkeit und blutigem Ingrimm ausgekämpft. Und immer haben die anderen ihren Nutzen davon gehabt. Während die anderen Völker die Welt umsegelten, neue Erdteile und Reiche entdeckten und in Besitz nahmen, entdeckte der deutsche Bauernsohn Martin Luther das menschliche Gewissen, das keines Mittlers bedarf. Der Mensch wurde frei, indem er für sich selbst die Verantwortung übernahm. Um dieser Wahrheit willen, mit deren Entdeckung für die Menschheit eine neue Zeit anbrach, hat das deutsche Volk gegen sich selbst den Dreißigjährigen Krieg ausgekämpft und sich unter eigenen und fremden Waffen verblutet, während die anderen reich und mächtig wurden.

Und wieder tauchte ein neuer deutscher Gedanke auf. Weit spannt sich der Bogen von den Befreiungskriegen, die den Besten der Nation eine Enttäuschung brachten, bis zum Jahre 1933, in dem der Führer ihn im deutschen Volke zu verwirklichen begann. Stets haben die besten Deutschen für diesen Gedanken gelebt und seine Verwirklichung angestrebt. Aber dem unbekanntem Weltkriegsoldaten Hitler, dem einsamen Meldegänger der Westfront, dem verwegenen Manne des Geistes und der Tat blieb es vorbehalten, den Gedanken des Nationalsozialismus, den Gedanken der Volksgemeinschaft zum Siege zu führen. So einfach erschien dieser Gedanke, daß die anderen über ihn spötteln zu können glaubten. Besinnung auf das eigene Blut, Dienst an der Gesamtheit der Nation, Verantwortung vor kommenden Generationen, Zurückstellung des eigenen

Ich, da, wo es um das Wohl des Ganzen geht, Gleichstellung aller deutschen Menschen guten Blutes ohne Rücksicht auf Herkunft und Besitz, dazu noch außenpolitische und machtpolitische Zielsetzungen, die, angesichts der schwerbewaffneten Sieger von Versailles von deutschen Menschen erhoben, geradezu wahnwitzig anmüteten: einen solchen Gedanken glaubte man in Paris, London und Moskau nicht ernst nehmen zu brauchen. Man lächelte in den europäischen Hauptstädten überlegen und sah mit heimlicher Freude zu, wie in Deutschland 14 Jahre lang um diesen Gedanken gerungen wurde.

Doch dann hatte er sich durchgesetzt, und es erwies sich, daß mit dem deutschen Nationalsozialismus ein Gesetz in die Welt gekommen war, mit dem sich auch die anderen Völker auseinandersetzen mußten. Man beobachtete mit Staunen den aus Wunderbare grenzenden Aufstieg des deutschen Volkes. Wirtschaftlich ging es voran, und die arbeitenden Schichten in anderen Ländern begannen sich zu fragen, ob nicht auch für sie eine Besserung ihrer sozialen Lage möglich sei. Die ungeheuren Energien, die im deutschen Volke lebendig wurden, bewirkten, daß eine der Versailler Fesseln nach der anderen zersprang. Die alten Herren in den Londoner Regierungsstuben und Handelskontoren, die Doktrinäre aus den Pariser Konventikeln wurden unruhig. Ein starkes Deutschland mußte ihre politischen und wirtschaftlichen Monopolstellungen erschüttern. Schon sahen die Arbeiter anderer Länder nach Deutschland, und die Gefahr lag nahe, daß das deutsche nationalsozialistische Beispiel Schule machte. Da begann man in Paris und London vom deutschen Imperialismus zu sprechen. Wenn aber im Nationalsozialismus eine Tendenz vor-

handen war, die über den Rahmen des Reiches von 1933 hinausging, dann war es lediglich die berechnete Forderung, daß Volk zu Volk und gleiches Blut zu gleichem Blut gehören. Diese Forderung hat das erstarkte nationalsozialistische Deutschland in der Frage Österreichs, des Sudetenlandes und Memels durchgesetzt, ohne daß dadurch Europa zerrüttet worden wäre. Im Gegenteil, es wurden Konfliktstoffe und Reibungsflächen beseitigt, die europäische Gefahren in sich bargen. Und es hätte dem nichts entgegengestanden, daß auch die gemäßigten und — wie einst Franzosen und Engländer selbst zugaben — berechtigten Forderungen des Führers gegenüber Polen erfüllt worden wären, ohne daß Europa darunter Schaden gelitten hätte, wenn nicht die kapitalistischen Mächte England und Frankreich nach einem Grund gesucht hätten, um Deutschland mit Krieg zu überziehen. Die Einkreisungspolitik gegen Deutschland begann.

Als Deutschland dann im August 1939 mit der Sowjetunion den Nichtangriffspakt abschloß, hielt die Welt den Atem an. Ein diplomatisches Meisterstück war gelungen. Englands Ring um Deutschland war gesprengt, das Reich hatte den Rücken frei, um seine ganze Energie auf die Angriffe konzentrieren zu können, die England und seine Verbündeten damals gegen das Reich vorbereiteten. Der Abschluß dieses Nichtangriffspaktes war gleichzeitig eine letzte Warnung. Damals noch hätten England und Frankreich sich eines Besseren besinnen können, es wäre ihnen noch möglich gewesen, Polen zur Vernunft zu mahnen. Eine friedliche Regelung der deutschen Ostfrage lag noch in Reichweite, und einer anschließenden Vereinigung aller durch das Versailler Diktat herausbeschworenen europäischen und kolonialen Probleme hätte nichts im Wege gestanden. Den Führer hatte der Abschluß des Nichtangriffspaktes mit Moskau, wie er jetzt selbst erklärte, die größte Überwindung gekostet. Nichts war falscher als die Behauptung unserer Gegner, daß das nationalsozialistische Reich mit diesem Vertrag seine politische und weltanschauliche Basis verlassen hätte. Das Gefühl der Verantwortung für ganz Europa, das Streben nach der

Erhaltung aller europäischen kulturellen und geistigen Werte und die Friedensliebe des Führers waren es vielmehr allein, die ihn dazu veranlaßten, die Feinde Deutschlands mit diesem Pakt zur Vernunft und Einsicht zu mahnen, dem Reiche aber den Rücken freizuhalten. Auch der Sowjetunion hatte der Führer mit dem Nichtangriffs- und Konsultativpakt eine große Chance geboten. Durch eine ehrliche und strikte Innehaltung seiner Verpflichtungen, durch eine loyale Achtung auch des Geistes dieser Verträge hätte Moskau sich als ein Partner erweisen können, dessen Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit Anerkennung verdiente. Hätte Moskau seine weltrevolutionären Pläne und Ideen aufgegeben, hätte es bewiesen, daß es einer anständigen und ehrlichen Haltung und Gesinnung fähig sei, wäre sehr wohl eine Zusammenarbeit zwischen Deutschland und ihm möglich gewesen. Es erwies sich jedoch, daß Moskau seine Chance verkannte. Es hatte von vornherein ein doppeltes Spiel geplant, das darauf hinauslief, durch gewöhnliche Erpressungen zum großen Gewinner dieses Krieges zu werden, dem schließlich allein die Entscheidung über Sein und Nichtsein der europäischen Staaten zufallen sollte. Mit der Achtung und genauen Befolgung der mit Deutschland eingegangenen Verträge hätten die Moskauer Machthaber sich als weitschauende Realpolitiker erwiesen. Sie entpuppten sich jedoch als ebenso ungeschickte wie unerfahrene Kriegsgewinnler, sie entpuppten sich als ganz gemeine Leichenfledderer. Moskau hatte sein Spiel raffiniert angelegt. Indem es eine seiner Zusagen nach der anderen brach, indem es ganze Staaten und Völker in seine Gewalt brachte und durch eine völlige Bolschewisierung auszulöschen versuchte, indem es seine Interessensphären immer weiter nach Westen vorschob, glaubte es, leicht und billig Positionen erringen zu können, von denen es annahm, daß das kämpfende und mit seinen Gegnern beschäftigte Reich sie ihm ohne Rücksicht auf Europa schließlich und endgültig einräumen würde. Man hatte in Moskau darauf spekuliert, daß Deutschland von seinen Feinden so in Anspruch genom-

men werden würde, daß ihm gar nichts anderes übrig bleiben könnte als allen Forderungen der Sowjets nachzugeben. Moskau rechnete damit, daß dieser Krieg uns empfindlich schwächen würde, daß wir vor der Maginotlinie ungeheure Blutopfer bringen würden, und es wartete auf den Moment, in dem es ihm dann später ein Leichtes sein sollte, uns in den Rücken zu fallen, um seine verbrecherische Herrschaft nicht nur über Deutschland, sondern über den ganzen europäischen Kontinent zu errichten. Eine sehr genaue Beobachtung aller politischen Vorgänge ließ schließlich erkennen, daß eine gegen das Reich gerichtete englisch-sowjetische Zusammenarbeit vorlag. Diese Zusammenarbeit bestand nicht nur auf politischem, sondern auch schon auf militärischem Gebiet. Die Haltung der Sowjetunion nach dem Simovic-Putsch in Jugoslawien und während der Kämpfe auf dem Balkan war ganz unzweideutig. Eine unmittelbare und aktive Bedrohung des Reiches aber bedeutete der Aufmarsch der sowjetischen Divisionen an unserer Ostgrenze. Da schlug der Führer, der lange beobachtet und geduldig gewartet hatte, bis die Situation klar und reif geworden war, zu. Und seit dem 22. Juni steht das nationalsozialistische Reich nun im Kampf gegen zwei Mächte, die von jeher offen und versteckt auf unser Verderben hingearbeitet hatten: im Kampfe gegen Rotfront und Reaktion.

Polen, Norwegen, Holland, Belgien, selbst Frankreich, Jugoslawien und Griechenland waren nur Trabanten, waren nur Hilfsvölker Englands. Die führenden Männer dieser Staaten waren englandhörig und gewissenlos genug, ihre Völker für Londons Interessen zu opfern. Die Feldzüge gegen die Heere dieser Länder waren erstaunlich, und die Niederlagen, die England auf den Territorien dieser Staaten erlitt, sind mitentscheidend für den Ausgang dieses Krieges. Der eigentliche Feind aber, der Herd und das Hirn der Reaktion, ist London. London muß und wird tödlich getroffen werden, damit Europa endlich Frieden erhält und sich ruhig entwickeln kann. Bis in die letzte Zeit hinein noch war es England gelungen, mit demokratischen Vokabeln und Parolen viele

europäische Gemüter zu verwirren und sich den Anschein zu geben, als kämpfe es für eine Idee. Nachdem aber Londons Bündnis mit dem Bolschewismus offenkundig geworden ist, kann es für keinen normal und verantwortungsbewußt denkenden Menschen mehr etwas zu zweifeln und zu deuteln geben. Die Völker Europas wissen jetzt, woran sie sind. Sie wissen, daß es um die Existenz unseres Kontinents geht, den England dem Bolschewismus auszuliefern bereit ist, nur um seine eigene Existenz, seine Stellung als Weltmacht zu retten. Heute kämpfen neben den Soldaten unseres Heeres Italiener, Finnen und Rumänen, Kroaten und Ungarn, Slowaken, Dänen und Norweger, Flamen, Wallonen und Spanier gegen die Sowjets.

Die Hauptlast dieses Kampfes aber trägt das Reich, das heute die Führung des Kontinents innehat. Wieder ist es unser deutsches Volk, das um Europa, das um der Menschheit willen aus tiefstem Verantwortungsgefühl für die geistigen und kulturellen Güter dieser Welt in vorderster Front kämpft, blutet und siegt. Jetzt muß der Welt der Sinn des vierzehnjährigen Kampfes deutlich werden, den Adolf Hitler um die Macht im Reiche führte. Denn dieser Krieg ist im Grunde genommen nichts anderes als der ins Gigantische gesteigerte Kampf der ersten deutschen Nationalsozialisten. Es hat damals im Reiche nur zwei echte Fronten gegeben: die nationalsozialistische und die kommunistische. Wäre Deutschland, das Herz Europas, vor 1933 bolschewistisch geworden, dann gäbe es heute auch kein Europa mehr, dann hätte der Bolschewismus den Kontinent und andere Erdteile verschlungen. Die anderen Völker haben die welthistorische Bedeutung des nationalsozialistischen Sieges im Reiche lange nicht zu erkennen vermocht und daher auch nicht anerkannt. Die mehr oder weniger liberalistischen Staatsformen, in denen sie dahinlebten, die von London, der liberalistisch-demokratischen Zentrale, wohltemperierte und flugdozierte Mischung von unklaren Gedanken und verschwommenen Gefühlen, die man in Europa Politik nannte, sorgte dafür, daß die Völker die Gefahr gar nicht er-

kannten, die ihnen von seiten des Bolschewismus drohte. Erst jetzt, da durch die Erklärung des Führers die Pläne Moskauts aufgedeckt wurden und die übrigen Völker an der Tatsache des Aufmarsches von 160 sowjetischen Divisionen ermessen können, wie weit sie bereits ihrer Verwirklichung nahegerückt waren, wird die Gefahr und wird der Feind allgemein erkannt. Die europäische Front gegen den Bolschewismus ist gleichzeitig auch die europäische Absage an England. Kein vernünftiger Mensch vermag zu glauben, daß das heute bereits in allen Fugen krachende England imstande wäre, nach einem Siege des Bolschewismus über das Reich das übrige Europa vor der Bolschewisierung zu schützen. Man beginnt zu erkennen, welch ein Verbrechen England begangen hat, als es sich mit dem Bolschewismus gegen das Reich und damit gegen Europa verband. Wer heute gegen die Sowjets kämpft, kämpft gleichzeitig gegen England, wobei es ganz unwesentlich ist, an welcher Front der einzelne steht. An der Haltung Englands ist es sinnfällig geworden, welche Möglichkeiten in der liberalistisch-demokratischen Plutokratie liegen, wurde erkennbar, daß es hier gefährliche Verbindungen und unmerkliche Übergänge gibt. Durch den Führer haben wir Deutschen den Liberalismus als eine Vorform der Auflösung, die Demokratie als ein System der Tarnung für politische und wirtschaftliche Volksausbeuter und die Plutokratie als eine typisch jüdische Herrschaftsform erkennen gelernt. Für einen politisch denkenden Menschen sind die Verbindungen zwischen London und Moskau, die jetzt offenkundig geworden sind, daher gar nicht verwunderlich. Es fällt daher auch niemand mehr ein, sich darüber Gedanken zu machen, wie London es fertig bekommt, sich in seinem angeblich für die Erhaltung der Demokratie geführten Krieg mit den roten Diktatoren des Kreml zu verbünden. Zwischen London und Moskau gibt es heute nicht mehr wesentliche Unterschiede, nur Unterschiede des Grades und Unterschiede in der Tarnung. Es ist nur ein Gegner, der gegen uns steht. Bis zum 22. Juni hielt er einen Teil seiner Macht, seine Heere im Osten, in Bereitstellung. Seit diesem Tage haben wir ihn an allen Abschnitten an der Klinge.

Der Kampf, der jetzt im Osten gekämpft wird, ist der entscheidungsschwerste seit manchen Jahrhunderten. Von seinem Ausgang hängt nicht nur die Zukunft des Reiches und Europas, sondern der Welt ab. Seitdem England sich für Moskau und den Bolschewismus entschieden hat, hat es auch deren Ziel- und Wertsetzungen angenommen. Alle gegenteiligen Behauptungen Londons sind nur Phrasen und Vertuschungsmanöver. Es stehen sich jetzt zwei ganz klare Fronten gegenüber, zwei Weltanschauungen, zwei Prinzipien, die miteinander unvereinbar sind, und die nebeneinander nicht existieren können, seitdem sich durch den Vertrags- und Vertrauensbruch der Sowjets herausgestellt hat, daß sie nicht gewillt sind, sich bei der Verwirklichung ihrer sinnlosen und verbrecherischen Programme nur auf die Völker der Sowjetunion und deren Territorien zu beschränken, sondern daß sie nach wie vor die Absicht verfolgen, ihr System allen Völkern aufzuzwingen. Lange ist es den Sowjets gelungen, ihr Land von der übrigen Welt fast hermetisch abzuschließen. Dennoch erfuhr man schauernd, was sich hinter den schweigenden Grenzen der Sowjetunion abspielte. Augenzeugen berichteten von unzähligen blutigen Morden, von grausamsten Verfolgungen, von gegenseitigen Denunziationen sowjetischer Machthaber, von Hungersnöten und von einer unvorstellbaren Demoralisierung und einer grenzenlosen geistigen, moralischen und materiellen Proletarisierung der Völker der Sowjetunion. Hin und wieder hörte man, daß sowjetrussische Gesandte oder Botschafter sich weigerten, nach Moskau zurückzukehren. Man wurde stutzig und zog seine Schlüsse daraus. Kein Volk der Welt hat sich wohl so viel Mühe gegeben, Einblick in die sowjetischen Verhältnisse zu bekommen und die sogenannten Ideen der Moskauer Machthaber zu prüfen wie gerade unser deutsches Volk. Mit echt deutscher Gründlichkeit und Objektivität haben wir jede Phase der bolschewistischen Entwicklung beobachtet. Wir haben den Bolschewismus unter die philosophische, die historische, die sozialologische, die politische und wirtschaftliche Lupe genommen und sind uns schließlich und endlich klar darüber geworden, daß das bolschewistische System ein Verbrechen und

die Durchziehung des bolschewistischen Prinzips in der Welt das Verderben für die Menschheit, das Ende alles kulturellen und geistigen Lebens bedeutet. Niemand ist früher und gründlicher zu dieser Überzeugung gekommen als der Führer und seine ersten Nationalsozialisten. Daher die kompromislose und entschieden feindliche Haltung des Nationalsozialismus gegenüber dem Bolschewismus. Selbst in einer Stunde, in der es darauf ankam, durch eine letzte Warnung an England den Krieg zu verhindern und Deutschland den Rücken freizuhalten, ist es dem Führer nach seinem eigenen Bekenntnis schwergefallen, mit Moskau einen Vertrag abzuschließen. Des Führers Haltung wurde nicht nur durch den Gedanken an das Reich, sondern auch durch den Gedanken an ganz Europa bestimmt, das ohne Deutschland nicht zu denken ist, und für das der Führer sich immer verantwortlich erklärt hat. Und während wir gegen England kämpften, haben durch die Vertragsbrüche der Moskauer Machthaber die Völker der Randstaaten, Bessarabiens, des Buchenlandes, Ostpolens, haben einige Gebiete Finnlands das bolschewistische System zu spüren bekommen. Die Sowjets waren, von falschen Hoffnungen gewiegt, sicher geworden, eine Wiederherausgabe dieser Gebiete erschien ihnen ganz undenkbar, und so verfehten sie diese dann auch sofort in den Zustand, in dem sich die ganze übrige Sowjetunion befindet. Nun ist durch den Vormarsch unserer Soldaten der Schleier fortgerissen worden, hinter dem die Sowjets ihre Geheimnisse verbargen, und die Welt sieht mit Erschütterung, was Moskau in dieser kurzen Zeit aus den von ihm besetzten Ländern und ihren Menschen gemacht hat. Da die Tageszeitungen sich ausführlich mit den Zuständen, die unsere Soldaten in den kurze Zeit unter sowjetischer Herrschaft gestandenen Gebieten voranden, beschäftigt haben, brauchen wir auf sie in diesem Zusammenhang nicht erst einzugehen. Fest steht, daß sie in einem unter sowjetischer Herrschaft befindlichen Europa Ströme von Blut fließen würden, daß Millionen von Menschen mit ihrer Verschickung zu rechnen hätten, und daß eine materielle

Verarmung und geistige Verödung jegliches Leben auf dem Kontinent bedrohen würde. Nach der Herrschaft der Moskowiter in den früher roten Teilen Spaniens hat die Welt jetzt ein zweites Beispiel von den Herrschaftsmethoden der Sowjets in den Randstaaten, im früheren Ostpolen und in Teilen Finnlands und Rumäniens erhalten. Wenn auch die Bolschewisten hinsichtlich des früheren Rot-Spaniens sich darauf hinauszureden vermochten, daß sie angesichts ihres Krieges mit Franco zu harten Maßnahmen gezwungen waren, so können sie das jetzt bei dem zweiten Beispiel, das sie von ihren Herrschaftsmethoden gegeben haben, nicht erst versuchen, denn sie fanden in diesen osteuropäischen Gebieten keine Gegner vor, die ihnen hätten gefährlich werden können, und sie standen in keinem Kriege. Da die hier angewandten Methoden denen Rot-Spaniens aber auf ein Haar gleichen, ergibt sich, daß Sowjetherrschaft in jedem Falle mit Blutherrschaft, Terror, Demoralisierung, Deklassierung, Verarmung und Verödung identisch ist.

Gegen diese Gefahr, in die England den ganzen Kontinent zu bringen sich nicht scheute, ist Deutschland aufgestanden. Wieder, wie schon so oft in seiner Geschichte, kämpft es für ganz Europa, bluten seine besten Söhne für die Erhaltung abendländischer Kultur und Gesittung, für die Erhaltung von Lebensformen, die auch das Leben des ärmsten Mannes noch lebenswert erscheinen lassen. Diesen Kampf kann nur ein Volk bestehen, das in allen seinen Gliedern und Schichten gesund ist, das von einem Ideal beseelt wird, das sich als Träger einer großen Aufgabe und Verantwortung fühlt, und das in allen seinen Teilen gefeit ist gegen das Gift, das von Moskau seit langen Jahren in die Adern der Völker geträufelt wird. Wieder sind wir Deutschen es, die einer ganzen Welt einen neuen Gedanken vorleben und vorsterben, einen Gedanken, durch den unser Volk groß und stark geworden ist, das Gesetz des Nationalsozialismus, an dem das liberalistisch-plutokratische und reaktionäre England ebenso zerschellen wird wie die rote Front des Bolschewismus.

Detlef Krannhals

„Napoleon“

Seit sich nach Ausbruch des Krieges gegen England die ersten großräumigen Erfolge des Führers in Europa abzeichneten, begannen die englische und die französische Propaganda, später aber auch die amerikanische und sonstwie demokratisch genormte Blätterwelt, das siegreiche Vorgehen der deutschen Heere an allen Fronten mit dem Siegeszug Napoleons zwischen 1796 und 1812 zu vergleichen. Die „Historiker“, aber auch Militärs in den Demokratien leisteten sich nun fast seit Jahren das anregende, aber nutzlose Spiel, das militärisch-politische Vorgehen Adolf Hitlers mit dem Napoleons I. in Beziehung zu bringen, um dann natürlich im Tone einer gouvornantenhaften Cassandra dem Deutschen Reich und seinem Führer das gleiche Schicksal zu prophezeien, das 1812/13 über Napoleon hereinbrach. Es steht dieser Spielerei mit geschichtlichen Parallelen nichts weiter als Argument zur Verfügung, als das trügerische Wunschbild, es möge so kommen, wie es mit Napoleon geschah. Gerne geben sich diese „Historiker“ den Anschein, als sei der Erfolg ihrer „verblüffenden“ Gegenüberstellung das Ergebnis sorgfältiger Prüfungen. Geht man aber auch nur mit den primitivsten Mitteln geschichtlicher Erkenntnis an die Tatsachen heran, da erkennt man unschwer, daß das ganze Wunschgebilde von der Prämisse her aufgebaut ist. Das Parallelitätsgebäude wird zusammengeleimt, nur um auf den düsteren Schluß des Napoleondramas hinzuweisen. Daher werden auch alle grundsätzlichen Verschiedenheiten zwischen dem heutigen und dem napoleonischen Kriege blind übersehen. Man hat sich in London und Paris, in New York und auch in Moskau die Mühe gemacht, die einzelnen Phasen der napoleonischen Feldzüge mit den Phasen der Kampfhandlungen in dem

gegenwärtigen Kriege zu vergleichen. Der Polenfeldzug sollte dem Vorgehen gegen Oberitalien entsprechen, der Westfeldzug dem Kriege gegen Preußen, die Entsendung des Afrika-Korps dem Feldzug in Ägypten und auch für den norwegischen und jugoslawischen Feldzug glaubte man seine Gegenwartsp parallelen zu finden.

Als am 22. Juni 1941 das deutsche Ostheer zum Schlag gegen die Sowjetunion antrat, konnte man bei den „Historikern“ an der Themse geradezu ein zufriedenes Frohlocken feststellen. Jetzt glaubten sie ihre Meinung endgültig bestätigt. Jetzt hieß es, jetzt tritt Adolf Hitler den Zug gegen Moskau an, jenen Zug, von dem Napoleon geschlagen zurückkehrte und als Geächteter durch Europa jagte. Jetzt wird sich die Weite des russischen Raumes vereint mit der Masse des sowjetischen Heeres auf Adolf Hitler stürzen und ihn vernichten, wie sie Napoleon vernichtet hat.

Wir wollen vorausschicken, daß uns diese Art der vergleichenden Geschichtsbetrachtung im Grunde genommen kalt läßt, ja, man soll den Leuten, die sich daran zu berauschen vermögen, ruhig ihren Glauben lassen — sie fallen dann später um so unsanfter aus den Wolken, und das soll uns nur recht sein. Andererseits fordert die Behauptung von der Gleichartigkeit zwischen dem napoleonischen Feldzuge auf Moskau und dem deutschen Feldzug gegen die Sowjetunion zu einer Widerlegung geradezu heraus; weil jeder, der bei dieser Art, Geschichte zu sehen, nicht an der flachsten Oberfläche stehen bleiben will, die elementarische Verschiedenheit dieser Feldzüge auf den ersten Blick erkennt.

Napoleon begann seinen Feldzug gegen Rußland am 23. Juni 1812, ein Datum, dessen Zusammenfallen mit dem deutschen Angriffstermin die Parallelitäten-Ber-

treter geradezu in Entzücken setzte. Er hatte eine Ausgangsstellung gewählt, die der des deutschen Ostheeres völlig unähnlich war. Er überschritt den Njemen mit der Absicht, eine Stoßarmee gegen Moskau vorzutreiben, während das deutsche Ostheer auf breiter Front von 2000 Kilometer gegen die Sowjetunion antrat. Napoleon hatte damals etwa 450 000 Mann, 187 000 Pferde, 1146 Geschütze zur Verfügung. Rußland konnte diesem Aufmarsch zunächst nur 150 000 Mann entgegenstellen, die später allerdings durch herbeigeholte Truppen aus Südrußland und der Türkei wesentlich verstärkt wurden. Napoleon geht mit Übermacht über den Njemen und sieht einen auf eine Stoßrichtung gebündelten Feldzugsplan vor sich, während die Sowjetunion mit großen Heeresmassen an ihren Westgrenzen versammelt war und m. E. einem Frontalangriff ausgesetzt wurde.

Napoleon traf in den ersten Tagen seines Feldzuges auf geringen Widerstand, marschierte, von seinem Flügelkorps begleitet, von Rowno nach Wilna und hatte bereits auf diesem Marsch erhebliche Ausfälle an Männern, Pferden und Material. Dagegen konnte er seinem russischen Gegner keine wesentlichen Verluste beibringen und ihm keine Gefangenen abnehmen. Die russischen Heerführer Barclay de Tolly und Bagration wichen ihm aus und verhinderten damit jeden Anfangserfolg Napoleons und vor allem seine beabsichtigte Umfassung. Während Napoleon also ins Leere stößt, kommt es 1941 zu einem gewaltigen Ringen in Grenznähe, weil das deutsche Ostheer in einen riesigen, massierten sowjetischen Aufmarsch an der Westgrenze hineinschlägt. Während Napoleon auf seinem Marsch zwischen Rowno und Wilna von seinem Heere 25 000 Mann verliert, den Nachschub zurücklassen muß, werden vom deutschen Ostheer in der ersten Phase der Grenzschlachten gewaltige Teile der sowjetischen Angriffsarmeen umzingelt, um schließlich in der zweiten Phase vernichtet zu werden. Napoleon beginnt seinen Feldzug gegen Moskau mit Verlusten, ohne dem russischen Heer einen wesentlichen Schaden zuzufügen. Die deutsche Wehr-

macht zerklüftet die feindliche Luftwaffe, meldet Vernichtungsziffern an Kampfwagen und Gefangenen, die in der Kriegsgeschichte überhaupt noch nicht aufgetreten sind, bringt dem russischen Gegner an Mannschaftsverlusten bei der großen Doppelschlacht Bialystok und Minsk sowie an anderen Fronten einen schätzungsweisen Verlust von über einer Million Mann bei und vernichtet schließlich die als Hauptwaffe des Gegners gepriesenen sowjetischen Panzer durch den Einsatz des besseren Menschen und des besseren Materials. Was Napoleon beabsichtigte, ihm aber nicht gelang, die Umfassung der um Wilna vermuteten russischen Hauptarmee, wurde im deutschen Ostfeldzug zur siegreichen größten Umfassungsschlacht der Weltgeschichte.

Die Ausgangslage und die ersten beiden Phasen des Napoleonfeldzuges und des deutsch-sowjetischen Krieges zeigen damit derart grundlegende Verschiedenheiten, daß man meinen sollte, daß sich eine Weiterführung der Widerlegung des Vergleiches Adolf Hitler — Napoleon eigentlich erübrigt. Es gibt aber noch eine Reihe weiterer grundsätzlich unterscheidender Momente zwischen den beiden Feldzügen, so daß auch diese hier gewürdigt werden dürfen.

Napoleon setzte seinen Vormarsch ins Leere fort. Ende Juli erreicht er, ohne eine wesentliche Auseinandersetzung hinter sich zu haben, Witebsk. Die Mehrzahl der französischen Truppen hatte den Feind noch nicht einmal gesehen, die Armee aber bereits fast 130 000 Mann, 80 000 Pferde und einen Teil der Geschütze verloren. Die im russischen Raum besonders wertvolle Kavallerie war jetzt bereits bis fast auf die Hälfte zusammengeschrumpft. Während der russische Rückzug im Napoleonkrieg zwar kein planmäßiger, aber doch ein hinreichend gewollter war, durch den die Marschverluste Napoleons im heißen russischen Sommer noch unerhört gesteigert wurden, hat das deutsche Ostheer bei seinem Vormarsch keine feldzugsentscheidenden Verluste erlitten. Im Gegenteil, gemessen an dem gewaltigen Einsatz und der Größe des Ringens sind diese erfreulich gering. Während das deutsche Ostheer in unaufhaltbarem Vordringen sei-

nem Gegner nicht eine Stunde zur Ruhe läßt, mußte Napoleon in Witebsk zwei Wochen liegen bleiben, um sein Heer von den ungeahnten Anstrengungen zu erholen und vor allen Dingen den Nachschub zu erwarten. Erst im August entschloß er sich zu einem Vorgehen gegen Smolensk, und nun erst beginnt sich der russische Gegner nach Zusammenziehung seiner Teilarmeen den geschwächten Armeen Napoleons zu stellen. Die Kämpfe von Smolensk und die Schlacht von Borodino, in der sich die Russen Napoleon zum ersten Male in größerer Massierung entgegenstellten, waren so verlustreich, daß auch hier von einem französischen Sieg nicht gesprochen werden konnte. Der Wechsel in der russischen Führung, in der Barclay durch Kutusow ersetzt wurde, änderte an der russischen Taktik wenig. Kutusow spielte den Fabius Cunctator und zog Napoleon immer tiefer nach Rußland hinein. Er ist es dann später auch gewesen, der Moskau den Franzosen überließ, das dann durch den Statthalter Rostopjchin den Flammen übergeben wurde. Napoleon zog am 14. September mit einer erheblich geschwächten, kaum 100 000 Mann zählenden Armee in das brennende Moskau ein und sah sich durch den Brand aller Hoffnungen, die er auf die Einnahme der russischen Hauptstadt setzte, beraubt.

Es fragt sich nach dem bekannten Ausgang des Napoleonfeldzuges, ob Napoleon wirklich nur durch die Weite des Raumes und durch die ungewöhnliche russische Witterung besiegt worden ist. Denn von jedem militärischen und geschichtlichen Beurteiler des russischen Feldzuges ist darauf hingewiesen worden, daß das Gelingen des Napoleonisch-russischen Feldzuges von der Lösung des Nachschubproblems abhing, und gerade die militärischen Kritiker haben immer wieder auf die Leichtfertigkeit, mit der diese Frage von der französischen Heeresverwaltung angegriffen wurde, hingewiesen. Nicht nur, daß das französische Magazinwesen ungenügend angelegt und ausgerüstet wurde, auch durch unnötige bürokratische Schwierigkeiten in der Lebensmittelverteilung hat man im Verlauf des Rückzuges Tausende von Soldaten dem Hungertode überantwortet. Napoleon ist nicht durch unbe-

zähmbare Naturgewalten niedergerungen worden, sondern durch das Auftreten von Mängeln in der eigenen Armee. Nicht also die russische Weite an sich war sein Feind, sondern die durch die Eigenart des Feldzuges entstehende mangelnde Leistungsfähigkeit seiner Truppen. Damit scheidet dieses Moment als kriegsentscheidend aus. Um so weniger ist daher der Vergleich mit derartigen Voraussetzungen beim heutigen deutsch-sowjetischen Feldzug gerechtfertigt. Napoleon marschierte mit einem Feldheer der damaligen Zeit; einer derartigen Truppe stand selbstverständlich ein Raum völlig anders gegenüber als einer modern ausgerüsteten Armee. Man braucht sich nur die Begriffe Flugzeug und Panzer, Motor und Funk in das Gedächtnis zu rufen, um zu wissen, daß der Raum als solcher heute wirklich nicht mehr die gleichen Bedingungen stellt wie zu Zeiten Napoleons.

Das Vorgehen des Korsen auf der Linie Rowno — Wilna — Witebsk — Smolensk — Borodino ist von dem Gedanken besetzt, Moskau einzunehmen. Napoleon sah in der Einnahme Moskaus nicht nur einen Prestigeerfolg, sondern eine feldzugsentscheidende Wirkung. Er hat sich hierin getäuscht und damit einen weiteren Schritt zu seinem Untergang in Rußland getan. Die deutsche Kriegsführung hat bereits in den bisherigen Phasen bewiesen, daß ihr Propagandaerfolge, wie sie in der Einnahme einer feindlichen Hauptstadt bestehen, gleichgültig sind. So geht es in dem gegenwärtigen Feldzug gegen die Sowjetunion nicht um die Einnahme Moskaus, sondern um die Vernichtung der Sowjetarmeen. Auch die Verschiedenheit dieser Auffassungen trennt die Jetztzeit von dem Napoleonischen Beispiel in weitem Maße.

So ergibt eine sorgfältige Untersuchung und das Abschätzen der wirklich eingetretenen historischen Ereignisse gegeneinander, daß der Vergleich zwischen Napoleon und Adolf Hitler nicht nur hinkt, sondern überhaupt nicht aufgestellt werden kann. Denn bei diesen Feldzügen wie in der geschichtlichen Gesamtlage handelt es sich um zwei wesentlich verschiedene Dinge, deren Verlauf auch ein völlig anderer gewesen ist.

Das deutsche Ostheer hat auf seinem Wege in den großen russischen Raum die Sowjetarmeen in mehreren Umfassungsschlachten vernichtend geschlagen. Es ist nicht auf ein russisches Ausweichen gestoßen, sondern auf erbitterten Widerstand, es stieß nicht auf die Weite des Raumes, sondern auf eine Stalin-Linie. Es hat sich also nicht mit der Taktik des Rückzuges, sondern mit dem Versuch einer hartnäckigen Verteidigung auseinandersetzen. Alle diese Momente aus dem Gesamtverlauf des Ostfeldzuges in den ersten Wochen zeigen klar und deutlich, daß die Parallelität zwischen diesem und den Napoleonkämpfen eine Erfindung der plutokratischen Schreibtischstrategen ist, die sich weder militärisch noch geschichtlich durch Untersuchungen erhärten läßt. Die Geschichte wiederholt sich nicht,

sie hat sich auch hier nicht wiederholt. Die Ereignisse des Juni und Juli 1941 haben klar gezeigt, daß diese Hoffnung Londons auf eine Auswirkung der sich aus Natur und Raum ergebenden Widerstände nichts weiter war als ein Wunschbild weltferner Inselmenschen.

Denn hinter diesem Wunschbild, daß sich Adolf Hitler als ein zweiter Napoleon erweisen möge, steht nicht allein die Hoffnung auf einen russischen Rückzug der „großen Armee“, sondern vor allen Dingen der sehnliche Wunsch, es möge auch Hitler, genau so wie es Napoleon nicht gelang, unmöglich sein, die Insel anzugreifen. Wie so oft wird auch hier von englischer Seite einer gefährlichen Illusion gehuldigt, auf die es immer nur ein um so böseres Erwachen geben kann.

Carlo von Kügelgen

Ein Bollwerk Europas im Osten

Zur Geschichte der baltischen Deutschen

Der leider zu früh verstorbene baltische Politiker Axel Schmidt setzte an die Spitze seiner biographischen „Studie“ über die Ostsee: „Dominium maris baltici“ ein Wort des berühmten Historikers C. Schirren:

„Drei mächtige Staaten nacheinander haben Livland in ihre Schirmherrschaft, sodann, wenn ihre Drohungen sich erfüllt, alle drei auch unter ihre Zuchttrute genommen: Polen, Schweden, Rußland. Jeder dieser Staaten war zu der Zeit, in der er Livland befaß, unbestritten der erste an Macht und Größe und schien, wo er stand, unerschütterlich auf ewige Zeiten hingestellt.“

Über zweihundert Jahre war Rußland Herr von Livland und Estland und auch der mächtigste Staat wenigstens im Osten des germanischen Meeres.

Die Betrachtung Schirrens hat auch im weiteren Verlauf der Geschichte ihre Gültigkeit. Denn kaum daß Rußland, als Opfer der englischen Einkreisungspolitik gegen das Deutsche Reich erschöpft am Boden lag, verlor es die Herrschaft über die baltischen Staaten. Aber auch das Deutsche Reich war, von den Westmächten betrogen, den Dolchstoß innerer Feinde im Rücken, zusammengebrochen und konnte die schon angemeldete Herrschaft über Kurland, Livland und Estland nicht antreten. So wurden durch die Ausschaltung der beiden großen Gegner an der Ostsee, des europäisch-asiatischen Rußland und Deutschlands als des Vorkämpfers westeuropäischer Kultur, die sich hier seit Jahrhunderten gegenübergestellt hatten, die kleinen baltischen Staaten selbständig. Es entstanden zum erstenmal in der Geschichte eine Republik Estland und eine Republik Lettland.

Ogleich sich diese beiden Staaten bei aller Feindseligkeit gegen die deutschen Bringer ihrer Kultur lebensfähig erwiesen und wirtschaftlich und kulturell ihre Lehrmeister wenigstens insofern nicht verrieten, als sie in der ganzen Struktur ihrer neuen Staaten westeuropäisches Gepräge bewahrten, so konnte man doch das selbständige Bestehen der kleinen Baltenstaaten als Riegel vor dem großen Sowjetreich nur als einen vorübergehenden Zustand betrachten. Das mußte um so mehr der Fall sein, als diese Staaten nicht die Einsicht hatten, sich an den erstarkenden großen deutschen Nachbarn im Westen zu halten, sondern ihr Heil in einer angeblichen absoluten Neutralität der Sowjetunion und Deutschland gegenüber suchten und sich dabei auf das ferne und in diesem Ostraum völlig machtlose England stützten.

Die Sowjetunion hat den Plan, die Baltenstaaten wieder in die Hand zu bekommen, nie aufgegeben. Nachdem heimtückische Versuche der Wiedereroberung durch Umsturz im Innern mißglückt waren, versuchte Moskau es mit den Flötentönen der Verlockung. Höchst kennzeichnend für seinen Plan ist ein Artikel vom Jahr 1936 der offiziellen Zeitschrift der Dritten Internationale, der sich an die Adresse der baltischen Randstaaten wendete. Es hieß da u. a.:

„Nur die Sowjetunion, geleitet von dem lebhaften Wunsch nach Frieden, ist die internationale Macht, auf die sich die kleinen und unterdrückten Völker im Kampf um ihre nationale Unabhängigkeit gegen die imperialistischen Unterdrücker stützen können. Nur eine Politik engster wirtschaftlicher Zusammenarbeit mit der Sowjetunion, nur die Abkehr von der verräterischen Politik der Vereinbarung mit



Petrikirchturm und Giebel des Schwarzhäupterhauses in Riga

dem polnischen und deutschen Imperialismus, nur eine offene und energische Unterstützung der friedlichen Politik der Sowjetunion, besonders des von Moskau vorgeschlagenen Ostpakt — mit einem Worte: nur die Orientierung auf die Sowjetunion kann der Sache des Friedens im Baltikum helfen. Das revolutionäre Proletariat und die Kommunisten in den Randstaaten verhalten sich ganz und gar nicht gleichgültig zum Schicksal der Litauer, Letten, Esten und Finnländer. Gerade der Kommunismus kämpft entschiedener als alle anderen Staaten gegen die Versklavung der baltischen Länder durch den deutschen Imperialismus und für deren Selbständigkeit. Freilich ist er dabei der Ansicht, daß nicht die nationale Hege und die Bedrückung der Minderheiten, worauf die Politik der litauischen, estnischen, lettischen und finnischen Bourgeoisie beruht, sondern nur eine völlige Gleichberechtigung und Freiheit der Völker (1), d. h. eine brüderliche Union aller Werttätigen der Völker in den Randstaaten, die nationale Freiheit und Selbständigkeit dieser Völker gewährleisten kann. Hierzu muß die kommunistische Partei Tag für Tag den Massen klarmachen, daß nur die Bildung eines Sowjet-Litauens, Sowjet-Lettlands, Sowjet-Estlands und Sowjet-Finnlands, mit einem Wort: nur ein Sowjet-Baltikum, das sich auf die große Sowjetunion stützt, eine wirkliche Abwehr gegen den deutschen und polnischen Imperialismus darstellen kann.“

Die argwöhnische Wachsamkeit der baltischen Staaten verhinderte derartig plumpe und billige Zugriffe sowohl seitens der Sowjetunion wie auch seitens des sich wieder als Großmacht aufspielenden Polen. Doch kaum glaubte die Sowjetunion, nachdem sie jahrelang auf Kosten ihrer hungernden Völker ungeheure Rüstungen durchgeführt hatte, sich angesichts der deutschen Inanspruchnahme im Westen stark genug, so griff sie unter Bruch der vertraglichen Verpflichtungen dem Deutschen Reich gegenüber zu, sicherte sich zuerst durch einen sogenannten „Beistandspakt“ Stützpunkte in den Ländern und führte dann ihren diabolischen Plan der Bildung eines „Sowjetbaltikums“ durch.

Nur in Finnland stieß die Sowjetunion auf Widerstand und mußte sich daher mit einer vorläufigen halben Lösung begnügen, die aber durch die Gewinnung taktisch wichtiger Stützpunkte die endgültige Unterwerfung auch dieses Volkes am Baltischen Meer vorbereitete. Schon glaubte die Sowjetunion, daß ihre große Stunde der endgültigen Eroberung Europas gekommen sei. Wie man sieht, sollte die Herrschaft über das Baltische Meer Sprungbrett zu der Beherrschung Europas werden.

Während dieser Artikel geschrieben wird, sind die Sowjets wohl aus Litauen und Lettland, aber noch nicht endgültig aus Estland hinausgeworfen. Die große Wende kündigt sich an, aber nicht in dem von der Sowjetunion erstrebten Sinne. Im Gegenteil: diese hat durch ihre jeder Kultur und Menschlichkeit Hohn sprechende Terror-Regierung in der kurzen Zeit der Besetzung der kleinen westeuropäisch-baltischen Staaten Europa gegenüber ihre Unfähigkeit bewiesen, sich europäischer Kultur anzupassen. Wer bisher noch zweifelte, muß jetzt, wenn er nicht von Haß verblindet oder durch Unwissenheit und Unbildung blind ist, einsehen, daß die Sowjetunion in Europa nichts zu suchen hat, ja, daß Europa nur gesunden kann, wenn der Bolschewismus verschwindet.

*

In diesem Zusammenhang entstehen die uns im gegebenen historischen Augenblick bewegenden Fragen: Wie läßt es sich erklären, daß die baltischen Staaten, Lettland und Estland, weit vorgeschoben in den slawischen Osten, Träger europäischer, germanischer Kultur geblieben sind? Wer hat diese Staaten zu Europa geschlagen in viel stärkerem Maße, als es Peter dem Großen und seinen Nachfolgern trotz des Fensters an der Ostsee mit dem Russischen Reich gelungen ist? Und wer hat diese kleinen Länder während der letzten zweihundert Jahre der Zugehörigkeit zum Russischen Reich europäischer Kultur und Struktur erhalten? Ja, haben diese kleinen europäischen Oasen im Osten nicht sogar den kulturellen Friedensspieß umgedreht und starke Ansätze europäischen Wesens in die Weiten des riesigen Reiches getragen, bis an

die Küsten des Stillen Ozeans, bis an das Nördliche Eismeer und über den Kaukasus hinaus?

Wir müssen auf die große und blutige Geschichte der Gründung Alt-Livlands durch deutsche Kaufleute und Ritter, seiner Angliederung an Kaiser und Reich, seines heroischen Daseins als Deutscher Ordensstaat bis zu dessen Untergang in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verzichten. Begnügen wir uns mit der Feststellung, daß diese vierhundert Jahre von 1180 bis 1561 in harten Kämpfen gegen die Russen die bis heute nicht erschütterte Grundlage deutscher Kultur in diesen Staaten gelegt haben. Als dann nach 150jährigem Ringen zwischen Schweden, Rußland und Polen das wechselvolle Schicksal der Baltenstaaten mit der endgültigen Unterwerfung unter Rußland endigte, trat erst recht ihre Mission, Bollwerk Europas zu sein, wie schon oben angedeutet, in Erscheinung.

Es ist eine merkwürdige, scheinbar von inneren Widersprüchen erfüllte Wende, die 1710 mit dem Nyštader Frieden, der Estland und Livland unter Rußland brachte, für sie eintrat. Die Verwüstung des Nordischen Krieges schien die Länder dem Verderben preisgegeben zu haben. Die russische Barbarei schien die germanische Kultur zertreten zu haben. Der russische Bär, gegen den sie sich Jahrhunderte gewehrt, hatte sie verschlungen. Doch gab gerade der 200jährige Frieden unter russischer Herrschaft den von den Kriegen zerfleischten Ländern (Kurland teilte ihr Schicksal von 1795 an) die Möglichkeit zum Wiedererstehen baltisch-deutscher Kultur. Dank den vom Zaren den Balten gewährten Privilegien konnten sie aus kleinsten, ärmlichsten Anfängen das zerstörte Land wieder aufbauen, es gestalten, ihm den Stempel deutscher Kultur und lutherischen Glaubens ausdrücken und es im Russischen Reich zu einem germanischen Vorlande von Westeuropa machen.

In dieser Zeit ist aus den Resten des vom Nordischen Kriege nachgebliebenen Baltentums bei eifrigem Zuzug aus dem Deutschen Reich der heutige Typus des Balten entstanden. „Die eiserne Beharrlichkeit“, sagt Waldemar Hartmann in seinem kürzlich erschienenen Buch „Die Balten und ihre Geschichte“, „mit der sie mit

Gewährleistung von Sprache, Glauben und Recht nach dem Frieden von Nyštad an ihrer verwüsteten Heimat festhielten, hat nicht allein für das Baltentum selbst, sondern auch für die nationale Entwicklung des deutschen Volkes eine bisher noch lange nicht erkannte politische Bedeutung gewonnen. Nach dem Frieden von Nyštad war für den Ostseeraum die Gefahr eingetreten, sich aus einem germanisch-deutschen in einen slawisch-russischen zu verwandeln. Diese Gefahr abgewandt zu haben, ist das Verdienst der Balten! Jetzt erst — allein auf sich gestellt — haben sie ihre deutsche Sendung bis ins letzte erfüllt! Nicht im Sinne eines Landknechtstums unter fremden Fahnen, sondern als deutsche Pioniere und Staatenbauer im Osten!... So haben denn die Balten nicht allein das europäische Rußland mit erschaffen, sondern sie haben auch dazu beigetragen, daß Deutschland sich in dieser Zeit ungefährdet vom Osten zum Nationalstaat entwickeln konnte.“

Eine neue Gefahr entstand für das Baltentum, als sich die zarische Regierung unter Bruch ihrer beschworenen Verträge an die Russifizierung der sogenannten Ostseeprovinzen machte. Sie benutzte dabei nach dem alten Rezept: „divide et impera“ (teile, um zu herrschen) den hochkommenden, auf deutscher Kulturarbeit beruhenden Nationalismus der Esten und Letten. Den Balten drohte es, zwischen den Mühlsteinen der russifizierenden Beamtenswillkür auf der einen Seite und den Massen der Esten und Letten andererseits zerrieben zu werden. Mit der Russifizierung der von den Balten begründeten guten Volksschulen drang das Gift russischer marxistisch-revolutionärer Propaganda ins Volk und bedrohte die Wurzeln der deutschen Kultur und des baltischen Daseins im Lande. Das revolutionäre Schreckensjahr 1905/06 vernichtete in den drei Provinzen 184 Herrenhöfe und zeitigte allein im lettischen Livland 604 Brandstiftungen, 736 bewaffnete Überfälle und 125 Morde. Wohl riß die russische Regierung unter dem Eindruck dieses vernichtenden Standes das Steuer herum, aber weit wichtiger war die durch die Erfahrung gewonnene Erkenntnis der Balten, daß sie zur Erhaltung ihres physischen und geistigen Daseins auf Selbstschutz und

Selbsthilfe angewiesen seien. Kaum daß das Oktobermanifest von 1905 den Bürgern des Russischen Reiches eine gewisse Bewegungsfreiheit gestattet hatte, entstanden die Volkstumsvereine der Balten: die Deutschen Vereine in Est-, Liv- und Kurland (wie auch die der Rußlanddeutschen in Petersburg und anderen Städten und in den Kolonien). Die Balten hatten sich bisher so sehr als Herren für die gesamte Bevölkerung des Landes verantwortlich gefühlt, daß sie erst jetzt, in ihrer Geschichte zum erstenmal alle Standes- und Klassenunterschiede überwindend, sich im Deutschtumsgedanken zusammenfanden. Ein für 1908 einberufener Rußlanddeutscher Kongreß, der auch die Deutschen des inneren Rußland umfassen sollte, wurde verboten. Doch gewannen die Beziehungen zu den Millionen deutscher Kolonisten durch Ansiedlung besonders volhynischer Bauern an Bedeutung. Wenn nicht der Krieg von 1914 der Umschaltung der kraftvollen Arbeit der Balten auf neu gewonnene volksdeutsche Grundlage ein Ende gemacht hätte, wären diese und entsprechend auch das Deutschtum in ganz Rußland zu einem überaus starken kulturellen Faktor emporgewachsen. In jedem Fall hat die Arbeit der Deutschen Vereine das gefährdete Baltentum im Sinne heutigen Volksdeutschtums gestärkt, vor Aufreibung und Abwanderung bewahrt und dadurch dem Lande erhalten.

Der Weltkrieg 1914/18 setzte mit seinen Verfolgungen des Deutschtums in Rußland auch die Balten außerhalb jeden Rechtes. Die Revolution forderte von neuem blutige Opfer und verschleppte bekanntlich vor dem Einmarsch der deutschen Truppen fast 600 deutsche Männer und Frauen aus Livland und Estland nach Sibirien. Die höchste Gefahr brachte auch jetzt wieder unter starker Beteiligung der Balten die Errettung durch die das Land besetzenden deutschen Truppen. Älteste Vergangenheit schien Wirklichkeit zu werden: die alten Reichslände kehren unter baltisch-deutscher Mitwirkung und Führung in das Reich zurück. Da kam der deutsche Zusammenbruch.

Neue Wellen bolschewistischer Terrors gingen über das unglückliche Land, sein Schicksal schien besiegelt. Und wieder war es das jetzt durch die Abwanderung vieler

Volksgenossen geschwächte Baltentum, das bei der Errettung der baltischen Heimat von bolschewistischer Barbarei eine maßgebende Rolle spielte. Im Baltentabataillon Estlands kämpften 300 Baltendeutsche neben einer Truppe von 2500 Esten, — das war sechsmal mehr als der Hundertanteil der Deutschen in der Bevölkerung Estlands. Und in den Livland und Kurland befreienden Truppen standen unter Major Fletcher neben 6000 Reichsdeutschen 1800 Mitglieder der Baltischen Landeswehr, 600 Letten und 200 Russen. „Im Felde bewies das baltische Deutschtum“, schreibt der Historiker Reinhard Wittram in seiner „Geschichte der baltischen Deutschen“, „eine Kraft, wie sie nach vier schweren Kriegsjahren nur ein trotz aller Schwächezeichen im Kern gesund gebliebenes Volk aufbringen kann.“ So hob sich aus dem Dunkel des Jahres 1919 der herrliche 22. Mai mit der Wiedereroberung Rigas, deren Bedeutung weit über die baltisch-deutsche Volksgruppe hinausgeht und einen Meilenstein im Kampfe zwischen Europa und der Barbarei des östlichen Bären darstellt.

Bei der Wiederholung des Vorganges vom 22. Mai 1919 am 2. Juli 1941, als wiederum die alte Hanjastadt Riga vom bolschewistischen Joch befreit wurde, diesmal als kleines Teilstück der gewaltigen Befreiung des europäischen Ostens von der jüdisch-bolschewistischen Seuche, gab es keine Deutschen mehr in der Stadt. Dennoch wurden die deutschen Truppen von der gesamten Bevölkerung mit stürmischem Jubel und inbrünstiger Dankbarkeit als Retter begrüßt. 1918 war es den Sowjets noch gelungen, große Mengen von Letten zur Flucht vor den Deutschen in die Sowjetunion zu bewegen. In dem zweideutigen und schwankenden Verhalten der Letten damals und der einmütigen Abwendung vom Bolschewismus jetzt liegt der Beweis dafür, daß die Lehren der Geschichte an diesem Völkchen nicht spurlos vorübergegangen sind.

Sind auch die Balten inzwischen in das Reich umgesiedelt worden: ihre Werke in der baltischen Heimat folgen ihnen nach. Man kann sicher sein, daß die baltischen Völker, nachdem sie die ganzen Schrecken der Sowjetherrschaft, die Verwüstung der Sowjetwirtschaft und Sowjetkultur

kennengelernt haben, nie mehr auf ihre „absolute Neutralität zwischen Ost und West“ pochen, sondern sich endgültig in den Schutz des neuen Europas stellen werden.

Die Balten haben dank der Fürsorge des Führers die letzten verwüstenden Leiden und Stürme, die über ihre einstige Heimat hingingen, nicht mitzumachen brauchen. Man kann nach den Erfahrungen der Bolschewistenherrschaft und Bolschewistenflucht annehmen, daß das Baltentum, wenn es nicht in die neuen Ostgaue umgesiedelt worden wäre, vernichtende Schläge erlitten hätte. Jetzt steht dieses Baltentum, das stets deutsches Bollwerk im Osten Europas war, zu neuen Aufgaben bereit. Angesichts dieser Aufgaben, die Gegenwart und Zukunft dem deutschen Volk im Osten stellen, ist der Balten zu

gedenken. Wittram schließt seine „Geschichte der baltischen Deutschen“ mit dem Hinweis darauf, daß sich in den großen Prüfungen nicht nur das äußere Schicksal, sondern auch der innere Rang der Völker entscheidet. „Keine deutsche Volksgruppe ist durch Krieg und Revolution, Tod, Hunger und Verarmung tiefer getroffen, härter mitgenommen worden als die baltische, die 1914 bis 1920 fast die Hälfte ihres Bestandes verlor. Daß sie sich in den Entscheidungsjahren unter Opfern und mit ganzer Hingabe ihr Heimatrecht von neuem erkämpfte, gibt ihr das Recht und den Anspruch, darin nicht den sinnlosen Abschluß einer unbegreiflichen Geschichte, sondern — in einer gewandelten Welt — die erste Probe einer neuen Bewährung zu sehen.“



Olafskirche in Reval

Prof. Dr. Bolko Freiherr von Richthofen

Bolschewistische Wissenschaft und Judentum

Den nachstehenden Aufsatz entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des „Ost-Europa-Verlages“, Königsberg/Pr. und Berlin W 62, dem Werke Bolschewistische Wissenschaft und „Kulturpolitik“. Die Ausführungen des bekannten ostdeutschen Wissenschaftlers, Prof. Freiherr von Richthofen bieten in ihrer Grundsätzlichkeit und Allgemeingültigkeit heute nicht nur eine Vorausschau dessen, was durch den harten Zugriff der deutschen Wehrmacht vor aller Welt enthüllt wurde, sondern setzen sich auch mit der schon früher notwendigen Stellungnahme Europas gegen den Bolschewismus auseinander. Um sie dem Umfang der Zeitschrift anzupassen, wurden die Ausführungen Prof. v. Richthofens mit unwesentlichen Kürzungen übernommen.

Das amtliche Weißbuch der englischen Regierung aus dem Jahre 1919 über den Bolschewismus enthält unter anderem einen Bericht des damaligen niederländischen Gesandten in Petersburg an die englische Regierung, weil seinerzeit die britischen Untertanen und Belange im Sowjetstaat unter seinem Schutz standen. Der königlich niederländische Gesandte sagte in seiner genannten Mitteilung unter anderem:

„Ich glaube, daß die sofortige Unterdrückung des Bolschewismus von allergrößter Wichtigkeit für die Welt ist, selbst von noch größerer, als die Beendigung des noch tobenden Krieges, und, falls nicht, wie oben ausgeführt, der Bolschewismus im Keime erstickt werden sollte, wird er sich zwangsläufig in der einen oder anderen Form über Europa und die ganze Welt verbreiten, da der Bolschewismus von Juden organisiert und geleitet wird, die an keine Nation gebunden sind, und die ihr einziges Ziel darin sehen, die bestehende Ordnung zu ihrem eigenen Vorteil zu zerstören. Die einzige Möglichkeit, durch die diese Gefahr abgewandt werden könnte, wäre eine gemeinsame Aktion aller Mächte
.....“

Wir müssen hier zunächst kurz von der gesamten engen Verknüpfung Bolschewismus und Judentum sprechen, um die Notwendigkeit der Frage in einen grö-

ßeren Zusammenhang zu stellen, wie verhalten sich die bolschewistische Wissenschaft und das Judentum zueinander. Die Richtigkeit der oben genannten Angabe des amtlichen englischen Weißbuches mit dem Bericht des niederländischen Gesandten bestätigt uns z. B. auch eine Äußerung des bekannten jüdischen Geschichtswissenschaftlers A. S. Rappaport in seinem Buch „The pioneers of the russian revolution“ (London 1918). Es heißt dort unter anderem: „Es gab keine politische Organisation in dem weiten Reich, die nicht von Juden beeinflusst oder geleitet wurde“, ferner: „Die Juden waren in Rußland als gesamte Masse für den Umsturz verantwortlich“.

Von den zahllosen weiteren treffenden Urteilen der wirklichen Sachkenner aus den verschiedensten Ländern über die Zusammenhänge zwischen Bolschewismus und Judentum bringen wir nur noch einige neuere. Der frühere Berichterstatter des Warschauer „Kurjer Warszawski“ für die Sowjetunion (Ergo) schrieb auf Grund seiner Erfahrungen (Nr. 82 vom 24. März 1935) u. a.:

„Kürzlich konnte man noch eine Erscheinung auf diesem Gebiet beobachten, die sehr viel zu denken gab. Gebürtige Russen nehmen Vornamen und Familiennamen von ... jüdischem Klang an! Schon bemüht sich nicht mehr ein Moses, den Namen Michael anzunehmen, sondern umgekehrt, -- ein Michael den Na-

men Moses! Ebenso verändern Frauen ihre russischen Vornamen in jüdische. Besonders zahlreich sind die Fälle des Unnehmens der „(in Rußland jüdischen)“ Vornamen Fanny und Dora. Jede Nummer der „Izwestija“ enthält die Nachricht von der Vermehrung der Vertreter des Namens Lewinsohn, Rabinowitsch, Gurewitsch, usw. von arischer Herkunft! Darauf hat ebenfalls das Streben zu einem Mimetismus Einfluß, das Streben, in den Kreisen der Umgebung aufzugehen, die in den höheren Sphären der Sowjetleute in bedeutendem Umfang jüdisch ist!“

„Es spielt jedoch auch noch ein anderer Umstand eine gewisse Rolle, nämlich die mit großer Geschwindigkeit fortschreitende geistige Verjudung des heutigen russischen Lebens, die vollständig das ästhetische Aussehen der Gesellschaft verändert! Was früher als häßlich und lächerlich galt, ist jetzt schön und hervorragend. Weil die Juden im kommunistischen Rußland bis zu einem gewissen Grade gleichsam die Rolle des „Adels der Revolution“ spielen, ist es, wenn nicht eine natürliche, so doch wenigstens eine verständliche Sache, daß eine gewisse Zahl der Staatsbürger, sei es auch auf dem Wege einer Namensänderung, danach strebt, sich diesem „Adel“ anzugleichen.“

„Der Einfluß dieser — neuen Ästhetik“ läßt sich auf allen Gebieten des Lebens beobachten: in der Kunst, den Bauten, dem Schrifttum, der Presse usw. Er beruht darauf, daß aus diesem Leben alles ausgemerzt wird, was mit der alten nationalen und christlichen Überlieferung Rußlands verbunden ist, weiter auf dem Ersatz der nationalen und christlichen Bestandteile der russischen Kultur durch solche, die im jüdischen Kleinstadt-Ghetto oder in den nationalen Kreisen der radikalen westlichen Intelligenz groß gezogen wurden.“

Soweit der gut beobachtende polnische Berichterstatter. Seine Ausführungen lassen sich auch auf das Schicksal der Wissenschaft im Sowjetstaat anwenden.

Sehr richtig hat dieses Problem Th. Adamheit in seiner grundlegenden Schrift „Rote Armee, Rote Weltrevolution, Roter Imperialismus“ (Berlin 1935) gekennzeichnet. Er sagt dort u. a.: Ob

Kommunismus oder nicht — der entscheidende Faktor der Sowjetpolitik liegt im Grunde genommen gar nicht hier. Er liegt ausschließlich im Herrschaftsanspruch des Bolschewismus als einer einzigartigen Form der Diktatur. Der Bolschewismus stellt nichts anderes dar, als die Diktatur einer Kaste, die weder mit Proletariat, noch mit Bauerntum, noch mit anderen sozialen Schichten identisch ist. Diese Kaste ist eine Kaste von Intellektuellen, die sich aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung rekrutieren. Es ist schwer, unter den ganz prominenten der UdSSR. bzw. der kommunistischen Partei wirkliche Arbeiter oder Bauern zu finden. Auch ihrer völkischen Herkunft nach, sind sie bunt zusammengewürfelt. Der Prozentsatz der Juden innerhalb der bolschewistischen Pyramide steigt mit der Ranghöhe ihrer Ämter.“

Die Wissenschaft hat immer die Pflicht zur unbestechlichen Wahrheitsforschung. Sie braucht in diesem Sinne die Kenntnis der Zusammenhänge zwischen Bolschewismus und Judentum, z. B. zur richtigen geisteswissenschaftlichen Erklärung der besonderen bolschewistischen Form von Wissenschaft. Außerhalb Deutschlands fehlt freilich leider noch vielen verdienten durchaus nicht kommunistischen Wissenschaftlern ganz das richtige Verständnis hierfür.

Es sollen in diesem Zusammenhang hier kurz die folgenden Fragen erörtert werden:

1. Zeigt sich die Mitwirkung von Juden in der bolschewistischen Wissenschaft?

2. Treten Juden in der Zusammensetzung der bolschewistischen Wissenschaft besonders hervor?

3. Liegt der „dialektische Materialismus“ genannte Grundzug der bolschewistischen Wissenschaft jüdischem Empfinden besonders, und was ist sein letztes Ziel?

Die erste dieser drei Fragen läßt sich leicht sofort mit einem nachdrücklichen „Ja“ beantworten. Schon der erste „Volkskommissar“ für Wissenschaft, Erziehung und Unterricht in der Sowjetunion Lunatscharikij war Jude. Die Schaffung des „Instituts für Geschichte

der materiellen Kultur“, jerner der Kommunistischen Akademie und vieler anderer, für den Bolschewismus kennzeichnender Einrichtungen und Anstalten erfolgten in der Amtszeit von Lunatscharskij. Unter ihm begann die planmäßige Verbolschewigung der sowjetischen Wissenschaft. Seine eigene Tätigkeit auf diesem Gebiet beleuchtet z. B. auch für Ferner stehende gut sein kurzer Aufsatz „Der Kampf um das Bündnis der Wissenschaft mit der Arbeit“. Er enthält verschiedene grundlegende Forderungen an die Wissenschaft der Sowjetunion, z. B. über den sogenannten dialektischen Materialismus, die jetzt voll erfüllt sind. Nebenbei bemerkt, war der führende jüdische Bolschewist und „Kulturminister“ Lunatscharskij auch dadurch bekannt, daß er wiederholt die Schülerschaft zu freiem Geschlechtsverkehr aufforderte.

In den letzten Jahren ist auch der jüdische Stellvertreter des „Volkskommissars für Propaganda in Großrußland“ mit Namen M. Epstein mehrfach in der Führung der bolschewistischen Wissenschaft hervorgetreten, z. B. als Angehöriger der Aufsichtsbehörde für die sowjetische „Akademie der Geschichte der materiellen Kultur“ in deren Veröffentlichungen. Ich begnüge mich mit einem Beispiel. Epstein forderte (1934) in seinen „Fragen der Geschichte der vorkapitalistischen Gesellschaften“ amtlich eine Verschärfung des planmäßigen Kampfes gegen „bürgerliche, sozial-faschistische und andere lenineindliche Verkehrtheiten in der Wissenschaft“. Solch ein Vorgehen für die davon Betroffenen bedeutete nur zu oft die moralische und physische „Liquidierung“ der russischen Gelehrten.

Der zielbewußte Einbau der sowjetischen Wissenschaft in die ständige Kampfarbeit der Gottlosenbewegung wurde von den Juden Jaroslawskij (= Subelmann), Scheinmann und Joffe, den führenden Männern der bolschewistischen Gottlosenbewegung, erwirkt. Bezeichnend ist ferner in der Sowjetunion auch die sogenannte gottlose Arbeiteruniversität mit ihrer starken Pflege des „dialektischen Materialismus“ und der übrigen bolschewistischen Zwangsglaubenslehren. Gewisse Kreise, die verblendet die Wahrheit nicht

sehen wollen, behaupten von Zeit zu Zeit immer wieder, der Kampf der bolschewistischen Gottlosenbewegung lasse nach. Ein graufiger Anschauungsunterricht dagegen war in jüngster Zeit die Behandlung der Geistlichen, Mönche, Nonnen und Gotteshäuser durch die Roten in Spanien und die mit dem deutschen Einmarsch in Litauen, Lettland, Weißruthenien und in Lemberg aufgedeckten Greuel. Ferner sei in diesem Zusammenhang noch die folgende Nachricht festgehalten: „Der Zentralrat der Gottlosen“ hat vor einiger Zeit einen „Weltkongreß der Gottlosen und Freidenker“ in Moskau durchgeführt. Der Tagungsplan enthielt u. a.: 1. Gründung eines Amtes für die antireligiöse Propaganda der Welt; 2. Gründung einer Gottloseninternationale unter Führung des von Juden geleiteten Gottlosenverbandes der Sowjetunion; 3. Verstärkung der planmäßigen Werbearbeit der Gottlosen in allen Ländern; 4. internationaler Austausch von Erfahrungen im Kampf der Gottlosen; 5. finanzielle Unterstützung der Gottlosenorganisation! —

Für unsere Angaben über die Zusammenhänge zwischen Bolschewismus, Judentum und Gottlosenbewegung, in deren Front die sowjetische Wissenschaft mitkämpft, sind ferner z. B. noch folgende Angaben von Belang:

Der oben genannte Jude Scheinmann von der Leitung der Gottlosenbewegung sagte in seiner Schrift „Der Kreuzzug gegen die UdSSR.“ u. a., „daß die Sowjetunion die Religion der Juden nicht nur nicht bekämpft, sondern sie sogar in jeder Weise gefördert habe“. Gegen die christlichen Religionen äußerte sich derselbe Mann unlängst z. B. wie folgt: „Wir wollen alle Kirchen der Erde in ein riesiges Meer von Flammen stürzen. Unsere Gottlosenbewegung ist eine unerhörte Macht geworden. Diese Bewegung ist einer der wichtigsten Zweige unseres antireligiösen Klassenkampfes. Wir müssen unser antireligiöses Werk, daß die Grundlage der alten Welt untergräbt, noch verstärken. Die Gottesdiener sollen wissen, daß kein Gott, keine Heiligtümer und keine Gebete die Welt des

Kapitalismus vor dem Untergang retten werden.“

Zahlreiche amtliche sowjetische Veröffentlichungen zeigen die vollständige Abhängigkeit der gesamten Sowjetwissenschaft von den führenden Staats- und Partiestellen der Sowjetunion, wie z. B. dem „Rat der Volkskommissare“ und dem „Zentralkomitee der kommunistischen Partei“ usw. Der außerordentlich starke Hundertsatz von Juden in der Zusammensetzung dieser Gruppen leitender Bolschewisten ist bekannt und z. B. in H. Fehlt's Buch „Bolschewismus und Judentum“ näher belegt. Um noch ein Beispiel aus dem nichtdeutschen Schrifttum hier zu nennen, gebe ich nach der belgischen Zeitung „L'Assaut“ (Nr. 16 vom 3. Mai 1935) die folgende Liste über die Herkunft der hohen und höchsten politischen Beamten der Sowjetunion wieder. Sie beruht auf amtlichen bolschewistischen Quellen wie „Trud“, „Golos“, „Iswestija“ und „Krasnaja Gaseta“: 447 Juden, 34 Letten, nur 30 Russen, 22 Armenier, 12 Deutsche, 3 Finnen, 2 Polen, 1 Georgier, 1 Tscheche, 1 Ungar.

Wie für die gesamte Arbeit der Bolschewisten in ihren weltrevolutionären Zielen die Beeinflussung des nicht kommunistisch beherrschten Auslandes eine besondere Rolle spielt, so auch in der Wissenschaft. Treffend sagte z. B. der Völkerkundler Dr. H. Findeisen, durch eigene Reisen und Forschungen in der Sowjetunion ein besonders guter Kenner dieses „Staates“:

„Es gehört zu den besten und anerkanntwertesten Leistungen der Sowjetpropaganda, daß sie im Ausland lange und nachhaltig den Eindruck erweckt hat, die Regierung der UdSSR. hätte ein wirkliches und sogar großzügiges Interesse an der Förderung wissenschaftlicher Forschung, um wenigstens auf diesem Gebiet den sonst recht skeptischen Beurteilern ihrer Experimente ein ohne Abzug positives Bild zeigen zu können. Die Entwicklung der Universitäten, Institute, der gelehrten Gesellschaften und der Publikationstätigkeit der letzten Jahre zeigt aber immer deutlicher einen freier wissenschaftlicher Forschung wenig freundlichen Charakter der herrschenden Kreise. Und

dieser Charakter ist im Grund natürlich und sehr verständlich, denn nach der Theorie hätte man längst eine vollkommene Mundtotmachung sämtlicher Kulturwissenschaften erwarten müssen, da ja doch wirkliche Berechtigung nur die marxistische Betrachtungsweise hat, die im Geistesleben der UdSSR. die Stellung der mittelalterlichen Theologie in den europäischen Staaten einnimmt.

„Der Verband der Sowjetrepubliken wird zusammengehalten durch eine wirtschaftstheoretische Staatsreligion, der ein festes System von Glaubenssätzen zugrunde liegt. Diese Staatsreligion, deren Dogmen mit einem unerhört kostspieligen Aufwand an Menschen und Druckschwärze verbreitet werden, gibt sich als absolut und letztlich und wird in zunächst noch ausreichendem Maße von Teilen einer begabten Bevölkerung gestützt, deren kritisches Denken jedoch systematisch von frühester Jugend an einseitig genug beeinflusst wird. Der Sowjetstaat verlangt von seinen Bürgern den strikten Glauben an die Unfehlbarkeit marxistischer Dogmatik, und die Aufgabe des Staates ist es, das gesamte geistige Leben von 160 Millionen Menschen in dieses Prokrustesbett, kostet es, was es wolle, hineinzuzwängen.“ —

In der von Findeisen mit Recht herausgestellten regen bolschewistischen Auslandswerbung für den Ruf der sowjetischen Wissenschaft spielen wiederum Juden eine besonders hervorragende Rolle. So wurde z. B. die solchen Zwecken dienende Werbezeitschrift „B.O.R.S.“ der von Juden geleiteten „Vereinigung zur Pflege der Kulturbeziehungen Sowjetrußlands mit dem Auslande“ von der jüdischen einstigen Gattin des bekannten bolschewistischen Juden S. Ramenew, Olga Davidowna Ramenew, gegründet. Das Hervortreten und Herausstellen marxistischer Juden und ihrer Lehrer spielt in den seitdem erschienenen Heften dieser Zeitschrift eine hervorragende Rolle, doch ist das für Fernstehende und über die Judenfrage schlecht unterrichtete Leser nicht überall deutlich. Die sowjetische Zeitschrift für Volk- und Völkerkunde „Sowjetskaja Etnografija“ stellte unlängst mit Befriedigung die wohlwol-

К 12-й ГОДОВЩИНЕ КРАСНОЙ АРМИИ

Полки, фашисты, социал-демократы, меньшевики, белогвардейцы
с новой силой ведут бешеную кампанию против СССР.

Рис. Д. Мельникова



Да здравствует безбожная КРАСНАЯ АРМИЯ, верный защитник СССР, оплот мировой революции

Plumpes Propagandaplakat für die Sowjet-Armee

lende Anzeige des einen Heftes dieser Reihe durch den rührigen belgischen Volkskundler, Professor A. Marinus in „Bulletin de la Societe Royale Belge d'Anthropologie et de Prehistoire“, heraus. Es handelt sich hier um das Heft über die Vor- und Frühgeschichtsforschung, Volks- und Völkerkunde in der Sowjetunion. Dieses liegt wie die anderen Schriften der gleichen Reihe mehrsprachig vor, z. B. auch deutsch. A. Marinus besprach die französische Ausgabe, er sagte dabei in seiner Aufforderung an die nichtkommunistische Forschung, sich um die Sowjetwissenschaft zu kümmern, übersetzt u. a.: „Nicht beachten und nicht klar sehen, das heißt Vogel-Strauß-Politik treiben, und die Geschichte ist reich an Beispielen von Völkern, die durch ein planmäßiges und gewolltes Nichtbeachten einem harten Erwachen entgegengehen.“ Soweit stimme ich Professor Marinus ganz zu. Es fragt sich aber, ob er sonst das „B.D.R.S.“-Heft und die ganze Arbeitsweise der genannten Vereinigung richtig beurteilt und auch für mit dem Stoff nicht Vertraute treffend darstellt! So vermischen wir z. B. bei ihm jede Rüge der für Sowjetverhältnisse allerdings in diesem „B.D.R.S.“-Heft noch verhältnismäßig ruhig herausgestellten Ausschließlichkeit der bolschewistischen Forschungen an die Wissenschaft, ferner jeden Tadel der unwissenschaftlichen Sprachforschung der Marxschen Schule usw. J. Matorin, der Leiter des sowjetischen „Instituts für Anthropologie und Ethnographie der UdSSR.“ sagt in dem genannten „B.D.R.S.“-Heft es sei ein „trauriger Irrtum“ gewisser ausländischer Wissenschaftler anzunehmen, die Sowjetwissenschaft werde von einem amtlich vorgeschriebenen und dem Wesen und der Entwicklung der Wissenschaft feindlichen Glaubensbekenntnis beherrscht. Dabei betont derselbe Verfasser in dem gleichen Aufsatz ruhig, daß es für die Volks- und Völkerkunde und überhaupt jede geschichtliche Wissenschaft nur eine einzige richtige Arbeitsweise gäbe, und das sei der historische Materialismus der Marxisten! Solche Widersprüche übergeht Marinus völlig. Weiter fand z. B. im Jahre 1932 eine sogenannte

„Allrussische archäologisch-ethnographische Konferenz“ statt, auf der ausgerechnet nach einem Vortrag desselben N. Matorin die unbedingte Notwendigkeit und Alleinrichtigkeit der sowjetamtlich vorgeschriebenen, rein „marxistisch-leninistischen“ Zwangsglaubenslehren und Arbeitswege für die auf der Tagung vertretenen Wissenschaften erneut festgelegt wurde. Das ist nun aber nicht etwa ein „trauriger Irrtum“, sondern wird uns amtlich in der Zeitschrift der bolschewistischen „Akademie der Geschichte der materiellen Kultur“ berichtet! Wir sehen schon an diesem einen Beispiel mit Matorin besonders klar, wie unaufrichtig die besagte sowjetische Werbearbeit ständig weiter geht im Sinne der jüdischen Gründer der Zeitschrift „B.D.R.S.“ wirkte. Professor Marinus kennt die Sowjetwissenschaft nicht aus ihren ursprünglichen Quellen, sondern nur für das Ausland zurechtgestufte Werbearbeit. Er weist darauf begrüßenswerterweise sogar selbst hin, ebenso wie auf die kommunistische politische Einstellung aller von ihm besprochenen Aufsätze. Diese nennt er richtig eine Art von „sowjetischem Mystizismus“, den er nicht billigt. Richtig ist auch seine Erkenntnis, daß die westeuropäische Wissenschaft ebenfalls durch politische Dinge beeinflusst und geformt wurde, z. B. durch die französische Revolution von 1789 und ihre Vorstellungen von Menschenrechten und Bürgertum. Und doch ist Marinus in entscheidenden Punkten dem Geschick der bolschewistisch-jüdischen Werbearbeit völlig zum Opfer gefallen. Er sagt einleitend u. a. zu dem genannten „B.D.R.S.“-Heft: „Nirgends finden wir Lobpreisungen auf die Sowjetherrschaft („dithyrambes sur le regime“) noch irgendeine Kritik der Politik fremder Länder. Die Verfasser haben sich streng an das wissenschaftliche Gebiet gehalten. Ist das eine Bewandtheit, da das französisch herausgegebene Werk offensichtlich für den Ausländer bestimmt ist? Ist es ein wirkliches Bemühen um Unparteilichkeit (objectivite) das die Verfasser lenkte? Ich weiß es nicht und habe kein Vorurteil in bezug auf ihre Absichten.“ Soweit Marinus.

Wer annähme, der Bolschewismus lobe etwa grundsätzlich eine seiner Wissenschaft so wohlwollende Einstellung, wie die von Professor Marinus, würde sich sehr irren, obgleich solche Urteile natürlich gelegentlich in der Sowjetwerbung verwandt werden. Im übrigen bedeckt man sie aber mit überheblichem Spott gegen die sogenannte „Objektivität, die der bürgerlichen Intelligenz imponiert“. Die letzten Worte entnehme ich als ein Beispiel für viele — absichtlich ohne Überfetzung der auch im Russischen gebrauchten Fremdworte — einem Bericht des anscheinend ebenfalls jüdischen Sowjetwissenschaftlers B. Gorew über das englische Buch von J. F. Heder, „Russia Sociology (A contribution to the history of sociological thought and theory)“ — London 1934. Gorew fordert dabei, daß auch Engländer über die bolschewistischen Lehren nur aus ersten Quellen durch das marxistisch-leninistische Schrifttum unterrichtet werden dürfen, d. h. mit anderen Worten, daß auch in England in Zukunft der Bolschewismus zu herrschen habe. Die damalige Englandfeindlichkeit der bolschewistischen Wissenschaft ergibt übrigens neben vielen anderen Beispielen im „Istorik Marksist“ weiter ein Aufsatz des möglicherweise auch jüdischen Verfassers B. Ch. Lure „Lenin und die Schicksale des Sozialismus in England“, sowie ein amtlicher Bericht in dieser Zeitschrift, „Die historische Wissenschaft vor großen Aufgaben, Ergebnisse der 17. Tagung der bolschewistischen Partei und die Aufgaben der bolschewistischen Geschichtsforschung“ (mit Bedauern über die Beseitigung der berüchtigten ganz überwiegend jüdischen „Käteregierungen“ in München und Budapest durch den „Klassenfeind“ und rühmlichen Erwähnen des „heldenhaften“ Kampfes der Kommunisten in China und der letzten Kolonialaufstände im Gebiet nicht kommunistischer Staaten). Der Aufsatz richtet sich also gegen alle Kolonialmächte der Welt und ferner z. B. auch gegen Deutschland und Ungarn. Er schließt sich an Ausführungen Stalins an, und betont im Anschluß an dessen Rede die Zusammengehörigkeit der genannten kommunistischen Bewegungen mit den Absichten der Sowjetunion sowie die aus dieser Tat-

sache für die bolschewistische Wissenschaft erwachsenden Aufgaben.

Eine ganze Anzahl von in „B.D.R.S.“ zum Preise der Leistungen der Sowjetwissenschaft so sachlich herausgestellten Gelehrten zählte schon beim Erscheinen der fraglichen Aufsätze zu den ermordeten Blutzeugen der bolschewistischen Willkür, wie z. B. der ausgezeichnete Vorgesichtler Prof. Schutoff, oder zu den unglücklich Verbannten in den von Juden geleiteten fürchterlichen bolschewistischen Zwangsarbeitslagern.

Ein anderes Heft der Zeitschrift „B.D.R.S.“ deutet sogar einmal selbst das grausame Eingreifen des Sowjetstaates gegen nicht kommunistische Wissenschaftler an, freilich auch nur in für das Ausland bestimmten und daher in der Form doch möglichst zahmen Worten.

Der Band 5 der Zeitschrift „B.D.R.S.“ (1934) trägt ebenfalls die Überschrift „Die Wissenschaft in der UdSSR.“ Der Jude R. Premysler und sein vermutlich ebenfalls jüdischer Mitarbeiter W. Ostrowitzjanoff berichten dort über die Moskauer „kommunistische Akademie“. Es heißt dabei u. a., der 12. Parteitag der Bolschewisten habe die Notwendigkeit einer organisierten Einflußnahme gegen die bürgerlichen und revisionistisch gesinnten Professoren gezeigt“ und die „stärkere Belebung der Arbeit der wissenschaftlich kommunistischen Forschung gefordert“. Wie eine solche „Einflußnahme“ in der Sowjetunion aussieht, schilderte mir ein Amtsgenosse einer außerdeutschen Universität nach einer Rußlandreise, er schrieb mir in seinem Brief u. a.:

„Nach dem Attentat auf Kiroff (Volkskommissar — Leningrad) erfolgte eine wilde Repression. Die Gefängnisse sind überfüllt. Man kann sagen, daß alle alten Revolutionäre hinter Schloß und Riegel sitzen, wenn ihnen nicht Schlimmeres zustieß.“

Im Anschluß an die Stellungnahme von Prof. Marinus möchte ich hier noch an einem weiteren Beispiel das Ausmaß der „Freiheit“ der Wissenschaftler der Sowjetunion aufzeigen. Es handelt sich um das Schicksal des seiner Geburt nach wolgadeutschen Germanisten, Prof. Dingez, der zuletzt an der Hochschule zu Po-

frowsk lehrte. Jetzt gehört er zu den toten Blutzeugen der bolschewistischen Willkürherrschaft! Hören wir, was Dinges „verbrach“ aus dem Munde seiner bolschewistischen Häsher. In der „Deutschen Zentralzeitung“ (Organ des Zentralbüros der deutschen Sektionen beim ZKdKP. (V) SU)“, vom 12. Januar 1930, begann ein mit „Drahtlos“ unterzeichneter Verfasser die im Stil des jüdischen dialektischen Materialismus gehaltene erfolgreiche Heße gegen Dinges im Anschluß an dessen Einführungsvorlesung bei der „Pädagogischen Hochschule in Pötkrowst“. Der Ungenannte schreibt dabei u. a. von einer „großen Gefahr für den Bolschewismus durch die Pötkrowster Hochschule“ mit folgenden Worten:

„Professor Dinges, Fachmann für Dialektforschung, sprach über Kulturmorphologie der Wolgadeutschen. Da fielen solche Sätze wie: „Was den Menschen vom Tier unterscheidet, ist Kultur. — Jede Kulturererscheinung hat Grenzen im Raum. — Jede Kulturererscheinung wird durch den Raum geformt. — Das sprachliche Leben spielt sich unter denselben Kämpfen ab, wie das Leben selbst: Stärkeres bezwingt das Schwächere und gleicht es aus. — Die Zweiteilung des Sprachgebiets ist auch auf dem Gebiet der materiellen Kultur nachweisbar. Die Ursachen sind der Pötkrowster Keil (ukrainischer Sprachstamm) und der Unterschied zwischen den Evangelischen und den Katholischen. Die Gegensätze zwischen Nord und Süd sind auch auf anderem Gebiet feststellbar, z. B. ist der Norden mehr landwirtschaftlich und der Süden mehr industriell. Auch die Bodenverhältnisse sind anders. Irgend welche Ursachen müssen vorhanden sein. Aber wir haben noch keinen Nachweis der Zusammenhänge dieser Erscheinungen mit den sprachlichen. — Die Hochschule sei nicht nur Aufklärungsstätte, sondern auch Forschungsstätte. „Drahtlos“ fährt u. a. fort:

„Dieser unmarristische Geist, — dessen Wissenschaft keinerlei Verbindung mit dem heutigen Sowjetleben hat, — der nur von „Volkskultur“ spricht, weil er den Klassenkampf nicht sehen will, — dieser unkommunistische Geist stand als Ge-

spenst über dem künstlerischen Teil des Abends.“

„Wie kann ein noch gläubiger Professor an solchem Institut arbeiten? (Durch die Versammlung lief das Wort, Professor Dinges habe sein Kind noch taufen lassen und lasse bei Tisch beten.) Wie können lebensfern eingestellte Gelehrte der alten Zeit unsere jungen Lehrer richtig fortbilden?“

„Gebietspartekomitee! Wir verlangen gründliche Untersuchung des Schüsterbestandes, des Lehrerkollektivs und der Wirtschaftsführung. Fort mit den Unbrauchbaren, auch wenn sie Professoren sind. In die Öffentlichkeit das Untersuchungsergebnis!“

Wir fragen nun noch einmal, wie erklären sich die Widersprüche zwischen den „B.D.R.S.“-Heften und der Wahrheit? Eine gute Antwort erschien vor Jahren in einer polnischen Zeitung. Der Verfasser besprach dort die Ausweisung eines Berichterstatters der „Gazeta Polska“ aus der Sowjetunion und wiederholte dabei u. a. dessen Satz: „Die Komintern war immer die verlogenste Institution in diesem bis zum Rekord verlogenen Lande.“ Dann hieß es anschließend in der polnischen Zeitung z. B.: „Es gibt in Europa einige Menschen, welche die russische Sprache beherrschen und über die Ausdrücke, die Wendungen und den Ton unterrichtet sind, den die Sowjetpresse gegen Völker und Staaten mit einer nichtbolschewistischen Verfassung anschlügt. Es gibt keine typischere Verlogenheit als die Anwendung zwei ethischer Normen, eine für sich, eine für die anderen. Das ist typisch . . . für die gesamte gegenwärtige Politik der UdSSR. in ihren Beziehungen zu anderen Staaten, besonders im Zusammenhang mit der Komintern!“

Die Verlogenheit haben ja wiederholt auch führende Bolschewisten offen als gutes Kampfmittel gepriesen, z. B. der Jude Bucharin und Lenin in seiner Schrift „Radikalismus“. Man kann sich daher über die folgende oben bewiesene Tatsache um so weniger wundern: Wir finden die bewußte Lüge wie überall in der Sowjetwerbung so auch oft in den



„Ohne Kommentar“

Von links nach rechts: Jude Radek-Sobellohn, Jude Volkskommissar Lunafsharffi, Lady Altor (jetzige Bürgermeisterin von Plymouth), Bernhard Shaw, Chatalon, Leiter des sowjetischen Staatsverlages

bolschewistischen Berichten über die Entwicklung der sowjetischen Wissenschaft. Diese Tatsachen erinnern uns an die Werterschätzung der Lüge in der jüdischen Lehre und Überlieferung, wo es u. a. heißt (Choschen Hamischpat 227,1 u. 26): „Es ist dem Juden verboten, seinen Bruder zu betrügen, jedoch den Akum (= Nichtjuden) zu betrügen ist erlaubt.“

Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang auch die folgende Äußerung des bekannten und berüchtigten jüdischen Bolschewisten Béla Kun (= Kohn) auf einer Sitzung des einstigen roten Budapester Arbeiterrates aus der Zeit der Kommunistenherrschaft in Ungarn. Béla Kun erklärte dort offen, er kenne keinen Unterschied zwischen moralisch und unmoralisch. Er zögere nicht, die „Imperialisten“ (d. h. in Wirklichkeit alle Gegner des Bolschewismus) derart anzuklagen, daß er vielleicht selbst darüber erröte! Er „halte es aber für infam“, den „Bourgeois“ die Wahrheit zu sagen, falls diese Wahrheit den Bolschewisten (Kun sagt dafür schief „dem Proletariat“) nachteilig sei!“

Wir sehen hier wieder dieselbe Verlogenheit wie in der Werbearbeit der verjudeten sowjetischen Wissenschaft und überhaupt im ganzen Vorgehen des Bolschewismus.

Die führende Mitarbeit von Juden an der Gestaltung der sowjetischen Wissenschaft zeigt sich auch noch bei zahllosen anderen bolschewistischen Zeitschriften, doch möge hier das Beispiel der „B. D. R. S.“ genügen.

In welcher Weise die geriffene, aber unaufrichtige Werbung der Sowjetwissenschaft vielfach noch stark über die Stellungnahme von Marinus hinaus Erfolg hat, mögen zwei weitere Beispiele zeigen. In der Zeit des Abschlusses der bekannten sowjetisch-tschechoslowakischen Verhandlungen betonte der seinerzeitige tschechische Außenminister Benesch in einer seiner Reden ebenso, wie noch mehrfach später, u. a. freudig den Wert einer wissenschaftlichen Zusammenarbeit mit der Sowjetunion. Später schilderte ein Dr. J. Benesch in der Zeitung der tschechischen Regierungspartei begeistert, wie wundervoll diese Zusammenarbeit gedeihe und die Geschichtsforschung in der Sowjetunion fortschreite. Er lobte dabei in den höchsten

Tönen die Aufnahme des Prof. Hrozny aus Prag in Moskau, wo sogar Sprechplatten von dessen einem Vortrag über die hethitische Sprache aufgenommen wurden. Die von Prof. Hrozny angewandte gute sprachwissenschaftliche Arbeitsweise und Ansichten der von ihm vertretenen Art über die Urheimat der Etrusker und Hethiter wurden freilich sonst in der Sowjetunion verfehmt und mit beißendem Spott als kapitalistisch, bürgerlich, faschistisch, ausrottenswert usw. abgekanzelt. Das mußte Dr. Benesch offenbar nicht, oder es störte ihn nicht, und die verlogene bolschewistische Kulturwerbung war wieder einmal geglückt.

Ich komme nun zu der zweiten Hauptfrage, das heißt zur Stärke des jüdischen Anteils an der Zusammensetzung der Sowjetwissenschaftler. Vollständige Unterlagen sind hierfür von außen her natürlich nicht zu gewinnen, zumal so ungeheuer viele jüdische Bolschewisten sich in der Sowjetunion arische Namen zulegten. Um so mehr fällt aber noch immer die sehr große Zahl ursprünglicher und kennzeichnend jüdischer Namen unter den heutigen Wissenschaftlern der Sowjetunion auf, sowie die Tatsache, daß viele davon durch ein besonders starkes Betonen der bolschewistischen Zwangsglaubenslehren bekannt sind. Als Beispiel nenne ich hier einige Worte des jüdisch-bolschewistischen Geschichtlers Prof. Sz. Friedland aus der führenden sowjetischen Zeitschrift für Geschichte „Istorik Marksist“. Es heißt dort bei Friedland: „Der Marxismus ist nichts anderes als das einzige und letzte Wort echter Wissenschaft. Steht etwas mit dem Marxismus nicht in Einklang, dann auch nicht mit der Wissenschaft in ihren höchsten Erkenntnissen.“

Ein ungenannter bolschewistischer Wissenschaftler schrieb in der Zeitschrift „Fragen der Geschichte der materiellen Kultur“ einen russischen Bericht „Die Staatliche Akademie der Geschichte der materiellen Kultur“. Er schildert dort den Kampf der von Juden geführten bolschewistischen Gottlosenbewegung als eine der wichtigsten Aufgaben des zweiten sogenannten Fünfjahresplanes der Bolschewisten und stellt amtlich die Pflichten der kulturgeschichtlichen Sowjetwissenschaftler in diesem Kampf heraus. Von denselben

Pflichten spricht u. a. der von A. Marinus aus Unkenntnis als so sachlich gelobte bolschewistische Vorgefichtler Professor Bogajewskij in einem gehässigen Aufsatz gegen die französische Geschichtsforschung, wobei er sich nicht scheut, sogar eine Zeitungsnachricht über die Ermordung des französischen Staatspräsidenten Doumer durch den Russen Gorguloff zum kriegerischen Spott gegen den Friedenswillen in der nicht kommunistischen Welt zu benutzen. In diesem Bericht wird weiter gesagt, die bolschewistische Gottlosenbewegung sei sonst vor allem die Sache der kommunistischen Jungarbeiter, die auch die Stammgruppen für die jungen Geschichtsforscher und Vertreter des „dialektischen Materialismus“ in der Sowjetwissenschaft stellen. Daß eine kämpferisch gottlose Einstellung durch den Sowjetstaat von seinen Wissenschaftlern unbedingt gefordert wird, steht ferner noch durch viele andere Quellen hinreichend fest. Wir wollen aber noch kurz prüfen, ob diese neuen gottlosen sowjetischen Musterwissenschaftler wirklich bevorzugt aus Arbeiterkreisen stammen und nicht viel mehr — gemessen an dem Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung des Sowjetstaates — zu einem ganz ungewöhnlichen hohen Prozentsatz Juden sind. Wir nehmen dazu als Beispiel hier nur einen Band des „Jahrbuches der Gelehrten Welt Minerva“ und vergleichen die Angaben über die sowjetischen Forschungsstellen und Hochschulen mit den früheren Bänden. Trotz der so zahlreichen Annahme arischer Namen durch Juden in der Sowjetunion fallen dabei noch jetzt sofort unter den „neuen Männern“ die außerordentlich zahlreichen kennzeichnenden Namen von zweifellos jüdischen Wissenschaftlern auf.

Es erscheint übrigens angebracht, hier, wo von dem Wissenschaftlernachwuchs der Sowjetunion die Rede ist, auch etwas darüber zu berichten, wie man dort jetzt akademische Titel erwerben kann. Diese waren in der Sowjetunion eine Zeitlang abgeschafft, wurden aber 1934 erneut eingeführt. Die bolschewistische Moskauer Zeitung „Iswestija“, eines der führenden Sowjetblätter, berichtet darüber am 28. März 1936. Ein amtlicher Prüfungsausschuß hat nach der „Iswestija“ fest-

gestellt, daß seit der neuen Verfügung von 1934 haarsträubende Mißstände auf diesem Gebiet vorkommen. Einem „gewissen Genossen“ habe die weißrussische Akademie der Wissenschaft den Grad eines Doktors der Biologie ohne mündliche Prüfung erteilt, ohne daß irgend jemand seine Arbeit durchsah. Die Bestätigung fand statt nach einem Gutachten eines Dozenten der Chemie, dem man gleichfalls den Doktorgrad zuerkannt hatte. Als die Akademie sich nach sieben Monaten mit den Arbeiten des ersteren Doktors bekannt machte, überzeugte sie sich davon, daß der Titel durchaus nicht seinen Leistungen entsprach, die dafür viel zu schlecht waren. Was den Professor anging, der ihn empfohlen hatte, so konnte niemand sagen, wo und wann dessen Arbeit veröffentlicht wurde! — Als Dozent des „dialektischen Materialismus“ wurde ein „Genosse“ bestätigt, dessen wissenschaftliches Gepäd“ aus drei volkstümlichen Aufsätzen bestand. Der dafür verantwortliche Ausschuß hatte den Titel „Dozent“ ferner noch einem weiteren „Genossen“ zuerkannt, ohne auch nur seinen Lebenslauf gelesen zu haben, aus dem man sich leicht von der vollständigen Unbildung des betreffenden Bewerbers überzeugen konnte.

Zum Schluß des Jahres 1935 hatten sich bei dem höchsten Bestätigungsausschuß im „Sownarkow“ (Rat der Volkskommissare) der Sowjetunion schon mehr als 5000 neue Akten über die Zuerteilung von wissenschaftlichen Graden gehäuft, im „Narkompros“ (Volksbildungsausschuß) 2700, in der „Landwirtschaftlichen Akademie“ mehr als 3000. Die ganze Anzahl der noch nicht zur Durchsicht gelangten Akten dieser Gruppe erreichte bis zum März 1936 schon 15 000! Soweit die Nachricht aus der „Iswestija“. Wir haben diesem ungewöhnlich offenen Selbstzeugnis aus bolschewistischer Quelle nichts hinzuzufügen.

Bemerkt sei auch, daß die Sowjetwissenschaft bezeichnenderweise besondere von jüdischen Professoren betreute, sehr gepflegte „Jüdische Wissenschaftliche Institute“ eingerichtet hat. Der böhmische Jude Karlbach bezeichnet das bolschewistische „Jüdische Wissenschaftliche Institut“ in Kiew 1933 nach einem Besuch in der

Sowjetukraine in der Prager zionistischen Zeitung „Selbstwehr“ stolz als das reichste jüdische Institut der Welt.

Natürlich gibt es auch zahlreiche nicht-jüdische Wissenschaftler der Sowjetunion, die in jeder Hinsicht den Forderungen der bolschewistischen Machthaber entsprechen, aber, wie schon unsere Beispiele zeigten, ist der jüdische Hundertsatz ganz außerordentlich groß. Bei nicht jüdischen Fachleuten, die in der Sowjetunion jetzt die wissenschaftlich völlig unhaltbare kommunistische Glaubenslehre als wissenschaftliche Wahrheit verkünden, wird man sich auch immer fragen müssen, welche das wirklich aus Überzeugung tun und welche nur aus Not und Zwang, um ihre Angehörigen und sich selbst vor dem furchtbaren Schicksal der innerhalb der Sowjetunion verbannten, mit Zwangsarbeit in unwirtlichen Gegenden gequälten oder ermordeten Untertanen des Sowjetstaates zu bewahren. Diese Darstellung beruht auf Tatsachen und läßt sich daher nicht aus der Welt schaffen, so unbeliebt es auch in der Wissenschaft vielfach noch ist, wenn jemand in der Judenfrage ohne Beschönigung nach der Wahrheit sucht.

Zum Schluß habe ich noch nach dem Verhältnis des Judentums zum „dialektischen Materialismus“ und nach dessen letzten Zielen zu fragen. Dies geschieht, weil der „dialektische Materialismus“ oder wie ihn die Marxisten auch nennen, die „Lehre von der Bewegung der Widersprüche“ ein Kernpunkt der bolschewistischen Glaubenslehren in der Wissenschaft ist. Der „dialektische Materialismus“ spielt bekanntlich schon im sogenannten kommunistischen Manifest eine Rolle. Hierauf weist auch das in Bern 1935 mit einem Vorwort von Theod. Aubert aus Genf erschienene wertvolle Buch des Schweizers A. Normann hin: „Bolschewistische Weltmachtspolitik. Die Pläne der 3. (kommunistischen) Internationale zur Revolution der Welt“. Der „dialektische Materialismus“ fordert, daß die gesamte Kultur- und Völkergeschichte einseitig aus wirtschaftsgeschichtlichen Vorgängen und durch den Verlauf des Klassenkampfes erklärt wird. Nach den marxistisch-bolschewistischen Lehren sollen auf dieser Linie ein angeblich klassenloser Kommunismus der natur-

gegebene und baldige Schlußabschnitt der geschichtlichen Entwicklung auf der Welt sein. Daß an der Ausprägung und Verbreitung dieser Lehren schon Juden den Hauptanteil haben, steht fest und ist schon oft nachgewiesen worden. Ich nenne zum Beleg dafür das zweibändige Werk „Der proletarische (marxistische) Sozialismus“ (Jena 1924) des verstorbenen Vertreters der Volkswirtschaftslehre, Professor W. Sombart. Es sei dabei unterstrichen, daß Sombart, als er dies Buch schrieb, durchaus nicht Nationalsozialist war, und daß es eine sehr eingehende wissenschaftliche Untersuchung ist. Sombart konnte beweisen, daß der händlerische Geist des „dialektischen Materialismus“ dem Judentum ganz besonders liegt. Nach seiner Arbeit braucht das also hier nicht mehr erneut gezeigt werden. Das gleiche gilt für die folgenden Tatsachen: Die materialistische Geschichtsauffassung enthält durch K. Marx in besonderer Form zum Teil abgeänderte und verjudete Gedankengänge des Philosophen Ludwig Feuerbach. Die Arwurzeln dieser heute im Bolschewismus die Herrschaft über die ganze Welt beanspruchenden jüdischen Denkart gehen zum Teil auf die bürgerliche Geistigkeit Westeuropas der Zeit vor dem Wirken von Karl Marx zurück. Ein Fehler sehr vieler wissenschaftlicher Arbeiten besteht darin, daß der „Dialektische Materialismus“ und überhaupt der Marxismus nur als wissenschaftliche und volkswirtschaftliche Lehren behandelt werden. Die Führer des Marxismus und Bolschewismus haben sich doch diese Lehren als politische Kampfmittel geschaffen, um sich mit Hilfe von durch den Marxismus und Bolschewismus betörten Massen zur Macht zu bringen. Das wird dabei ganz verkannt. So ist z. B. nach dem Willen der leitenden Bolschewisten auch der „dialektische Materialismus“ offenbar nichts anderes als ein Mittel, die Massen zu verdummen und die Macht zu erobern und zu bewahren. Sehr richtig sagte Dr. A. Ehrh in einem ausgezeichneten Aufsatz in der Zeitschrift „Das Volk“ (1936) dazu u. a.:

„Wir bestreiten ferner, daß es sich beim Marxismus um eine abstrakte Philosophie, eine Geistesbewegung, ein Lehrmeinung oder dergleichen „an sich“ handelt.

Wir behaupten, daß es auf die konkreten Interessen der Ideologie ankommt, die gleichzeitig deren Träger und Propagandisten sind, und daß sich die Richtigkeit der Ideologie nur an ihrer Zweckmäßigkeit messen ließe.“

„Schließlich bestreiten wir immer von demselben Ausgangspunkt aus, daß der Marxismus für sich allein oder in einem anderen Zusammenhange als im Zusammenhange der politischen Ideologie überhaupt betrachtet werden kann.“

„So gelangen wir zu der völkisch-politischen Entlarvung des Marxismus als einer typischen politischen Zweckideologie, eines Opiums für das Volk, das dem Judentum als Träger im Interesse des Kampfes um Emanzipation, um Geltung und Macht geschaffen wurde., und zwar in Anpassung an die konkrete Situation um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Mangels einer deutschen politischen Intelligenz bemächtigte sich die jüdische Intelligenz der Führung der deutschen Arbeiterbewegung und flößte ihr ihre Ideologie des Marxismus ein, um auf diese Weise die Arbeiterbewegung ihren eigenen Machtzielen dienstbar zu machen. Die Theorien des Karl Marx über Mehrwert, Konzentration des Kapitals, Ausbeutung, Klassenkampf, internationale Solidarität, Diktatur des Proletariats und klassenlose Gesellschaft entpuppen sich somit als geschickte ideologische Konzentration, als soziale Mythen, die die Arbeiterschaft vergifteten, das Kleinbürgertum von einer so gearteten Arbeiterbewegung abstießen, das Großbürgertum korrumpierten und einzig und allein dem Machtkampf des Judentums nützlich waren.“

Ausführlich behandelt das Grundsätzliche dieser Art von verantwortungsbehafteter Arbeit über den Bolschewismus gleichfalls ebenso sachlich wie überzeugend Dr. H. Greife in seiner wertvollen Schrift „Sowjetforschung“ (Berlin 1936). Auch aus dieser Arbeit geht hervor, daß es ohne eine richtige Berücksichtigung der Judenfrage keine ausreichende wissenschaftliche Kenntnis der Sowjetunion und des Bolschewismus gibt.

Welche Bedeutung die Sowjetwissenschaftler dem „dialektischen Materialismus“ beimessen, unterstreicht z. B. auch

der in ihren Kreisen besonders angesehene jüdische Erziehungsfachmann Professor Pinkewitsch, und zwar wie folgt: „Die Leitsätze des Sowjetunterrichtes hätten zu sein: 1. Die Entwicklung des Sinnes für Kollektivismus, 2. das Formen einer dialektisch-materialistischen Weltanschauung, 3. die Arbeit als Hauptsache des pädagogischen Prozesses auf allen Stufen der Bildung und Erziehung.“ Soweit Pinkewitsch. Dieser Jude hatte auch eine Zeitlang das Rektorat der zweiten Moskauer Staatsuniversität inne. Juden werden zu solchen Ämtern besonders gern genommen. Bezeichnend ist auch ihr außerordentlich großer Hundertsatz auf den neu geschaffenen Lehrstühlen für dialektischen Materialismus.

Die engen Zusammenhänge zwischen Judentum und bolschewistischer Wissenschaft sind also unbestreitbar. Im wissenschaftlichen Schrifttum sollte daher auch die Verwendung des Wortes russisch und russische Wissenschaft aufhören, wenn man die jedem bodenständigen Volkstum fremde, zum großen Teil von Nichtrussen geführte und betriebene Wissenschaft der Bolschewisten im Sinne hat.

Gegenüber dem auch für die Wissenschaft restlos unhaltbaren Gerede von der Schaffung einer angeblich klassenlosen Gesellschaft oder einer Demokratie durch den verjudeten Bolschewismus (Herrenklüngel) seien hier außer den schon erwähnten anderen Belegen noch einige Worte des verstorbenen Tschechen Masaryk genannt. Nach der in Prag erschienenen russischen Übersetzung seiner tschechischen Abhandlung „Vom Bolschewismus“ lauten sie wie folgt: „Dies ist eine Oligarchie, eine aristokratische Oligarchie, im vollen Sinne des Wortes. Es ist nicht eine Diktatur des Proletariats, nein, eine „Diktatur über das Proletariat“.“

Es sei zum Schluß noch an die fürchterlichen Worte eines Verfassers in der bolschewistischen „Krasnaja Gaseta“ vom 31. August und 1. September 1918 erinnert, weil sie für das Schicksal der zahlreichen Opfer der Sowjets unter den Wissenschaftlern, die uns seinerzeit durch Spanien und heute in der westlichen Sowjetunion veranschaulichte Handlungsweise besonders kennzeichnend sind. Es heißt in

der roten Moskauer Zeitung in der genannten Ausgabe u. a.: „Machen wir aus unseren Herzen eine Waffe, die wir im Feuer des Lebens und des blutigen Kampfes für die Freiheit stählen. Wir werden unsere Herzen grausam, hart und unerschütterlich machen. Wir werden nicht zittern im Angesicht des Meeres von Feindesblut. Wir werden es fließen lassen. Ohne Gnade, ohne Furcht werden wir unsere Feinde ausrotten. Sie sollen in ihrem eigenen Blute ertrinken. Möge das Blut der Bourgeoisie in Strömen fließen! Mehr Blut! Soviel Blut wie möglich!“

Völlig abwegig wäre es, etwa die enge Verknüpfung der sowjetischen Wissenschaft und überhaupt des Bolschewismus mit dem Judentum deshalb geringer anzuschlagen, weil in der Sowjetunion hier oder da auch einmal Juden eingekerkert werden, besonders nach dem Ausbruch der letzten Zwiste in dem überwiegend jüdischen bolschewistischen Herrenklüngel. Bei der Mißachtung des Menschenlebens durch den Bolschewismus bestätigt hier vielmehr die Ausnahme nur die Regel.

Es geht hier auch nicht um den vermeidbaren Kampf zweier Weltanschauungen und „unnötige nationalsozialistische und faschistische Schärfen“, wie mancher nicht-kommunistische Leser noch immer gern glauben möchte. Das Schicksal der heutigen Welt hängt von klaren Erkenntnissen und verantwortungsbewußtem Handeln ab! Nicht nur die Wissenschaft, sondern alle Länder und jede wirkliche Kultur sind durch den Bolschewismus und seine Welt-herrschaftspläne in Gefahr. Durch Ausweichen und schöne Reden wird niemand etwas daran ändern. Nur ein starker, pflichtbewußter Abwehrwille kann uns helfen. Möchte diese in Deutschland durch den Nationalsozialismus, in Italien durch den Faschismus, im nationalen Spanien, in Rumänien, in Japan und in verschiedenen anderen Ländern durch die dortige Staatsführung siegreiche Einsicht zum Besten des Friedens immer weiter vordringen! Auch die Wissenschaft aller Länder hat hier eine besonders wichtige Aufgabe!

Richard Frick

Feldpostbriefe aus dem Osten

Deutsch-Przemysl, Anfang Juni 41.

Nun hat uns das Schicksal des Krieges aufs Neue in den Osten verschlagen — in den „Fernen Osten“, wie wir Soldaten mit einem Schuß gesalzener Ironie sagen. Als wir damals, in den Tagen des Polenfeldzuges, zum ersten Male in diese weite Verlorenheit hineinzogen, in der der Mensch so unendlich klein ist in der großen Unendlichkeit der gleichsam in bleierner Dämung daliegenden Ackermeere, da bewirkte die rasche, siegreiche Vollendung der Kampfhandlungen, daß jenes erste Erlebnis des Ostens nur wie eine Episode in der Erinnerung zurückblieb, die im folgenden Jahre durch die großen und ganz andersartigen Eindrücke unseres Vormarsches durch Frankreich überschattet wurde. — Es war ein unerwartetes Wiedersehen, das wir nun gleich vielen Tausenden von Soldaten mit dem Osten hielten, als in den vergangenen Monaten Kompanien um Kompanien, Regimenter und Armeen in unzähligen Transportzügen aus allen Teilen des großdeutschen Machtbereiches unvermutet in das Generalgouvernement rollten. Viele sahen die gleichen Stätten aufs neue, an denen sie vor anderthalb Jahren kämpfend eingesetzt gewesen waren. Nun aber war drüben, jenseits der Demarkationslinie, die Sowjetunion als unmittelbarer Grenznachbar da, die Großmacht des Ostens, in schweigender, hermetischer Abgeschlossenheit sich haltend. Lauerte eine Gefahr in diesem Schweigen? Oder entsprach die äußerlich mit den Öl- und Getreidezügen geltend gemachte friedfertige Handelspartnerschaft einer ebensolchen inneren Haltung forrigierter Sowjetpolitik? Wir wußten es nicht. Der Soldat fragt nicht gleich nach dem Warum und Wozu, wenn ein Befehl ihn auf seinen Platz gestellt hat; wohl aber macht er seine Augen auf und

schaut sich um, und bildet sich dann sein Urteil aus eigener Anschauung.

Dazu hatten wir Zeit genug in den Wochen und Monaten des beginnenden Sommers, als wir unmittelbar an der Grenze lagen, am San, unterhalb Przemysls, der hier die Demarkationslinie zwischen dem Generalgouvernement und der Sowjetunion darstellte. — Wohl mancher, der als Zivilist, ohne die dem Soldaten anerzogene, den Befehl abwartende Gleichmütigkeit, damals jene Zeit miterlebt hätte, mochte gewiß verzweifelt sein angesichts des völligen Mangels an irgendwelchen Angaben über Sinn und Zweck des ganzen, großen Drum und Drans, das sich vor unsern Augen als kleiner Teilabschnitt des ebenso gewaltigen wie geheimnisvollen deutschen Kräfteeinsatzes an der Ostgrenze abspielte, — im „tieffsten Frieden“, da täglich noch über die Eisenbahnbrücke von Przemysl die Lieferungen der Sowjets herüberrollten. Für uns war die völlige Geheimhaltung der Absichten der Führung eine im Kriege bereits öfters vor großen Entscheidungen erlebte Erscheinung, aber sie war so hundertprozentig, daß sogar die sonst so geschätzten und sich weit verbreitenden „Latrineparolen“ sich diesmal rasch totliefen. Im übrigen aber ergab sich immerhin die Möglichkeit, hier in unmittelbarer Nähe der Grenze zum ersten Male aus eigener Anschauung gewisse Einblicke zu gewinnen, die ein zwar noch sehr unvollständiges, aber in den ersten wenigen Einzelheiten doch schon bezeichnendes Bild mancher Zustände drüben in der Sowjetunion vermittelten.

Die alte galizische Stadt und Festung Przemysl wird durch den San, der in den Karpaten entspringt und in großem Bogen der Weichsel zufließt, in zwei Hälften geteilt. An seinem rechten, ost-

wärtigen Ufer, liegt die Oberstadt, mit der auf beherrschendem Hügel errichteten Zitadelle, am linken Ufer befindet sich der andere, kleinere Stadtteil. Zwei Brücken führten über den Fluß, eine Straßen- und eine Eisenbahnbrücke. An irgendeinem Septembertage des Jahres 1939, als die Truppen der deutschen Südmee sich zur Einnahme von Przemysl anschickten, ist die Straßenbrücke von den Polen gesprengt worden. Ungeachtet dessen haben damals die deutschen Divisionen über den San geseht und sind weiter nach Osten vorgestoßen, über Przemysl und Lemberg. Dann aber kamen die Tage der Verhandlungen mit den Sowjets, und der San wurde in diesem Gebiet von den Kommissionen zur deutsch-sowjetischen Interessengrenze erklärt. Alles Land zu seiner Rechten wurde wieder geräumt, und dann rückten kampflos die Kompanien und Bataillone der Roten Armee herein, deren finster blickende Kommissare der Bevölkerung schon in den ersten Tagen beibrachten, welcher Art der unfreiwillige Tausch war von der deutschen zur roten Herrschaft. An den San-Ufern wurden Stacheldrahtlinien gezogen und oftmals peitschten nun Schüsse aus russischen Gewehren über das Wasser, — manch ein Pole, dem einst der Deutschenhaß über alles gegangen war, schwamm nun um sein Leben herüber zum deutschen Ufer des Sans, um der neuen Obrigkeit zu entfliehen; manch härtinger Jüd' sogar wollte „heim ins Reich“, mit gestikulierenden Händen seine flehentlichen Bitten und Beschwörungen unterstützend, ihn doch nicht wieder zu den Roten zu schicken, obgleich es doch den Juden dort noch am besten ging. — Die Stadt Przemysl aber bestand seitdem aus zwei Teilen, die als Deutsch- und Russisch-Przemysl bezeichnet wurden, und es war wie eine tiefe, unsichtbare Kluft zwischen beiden, viel tiefer, als der lehmig-gelbe San, über den die Deutsch-Przemysler hinüber nach den unheimlich leeren und wie toten Fensterreihen der Häuserfront am jenseitigen Ufer blickten. Doch sie gaben es bald auf, dort drüben Verwandte oder Bekannte zu erspähen, die damals auf der andern Seite geblieben waren; denn niemals zeigte sich nunmehr irgendjemand von der

Zivilbevölkerung auf der dem Ufer zugekehrten Straße. Nur die Grenzposten der Sowjets patrouillierten dort langsamen Schrittes auf und ab, und manchmal galoppierten Reiter in den erdbraunen, russischen Uniformen um die Ecke. Auch das Briefeschreiben nach drüben stellte man ein, als von dort die dringenden Bitten sich mitteilten, es zu unterlassen, um den Empfänger nicht zum verdächtigen Individuum zu stempeln, was gleichbedeutend war mit einer nicht geringen Aussicht auf Abtransport nach Sibirien. So war denn Przemysl seither die Stadt, in der man in gewissem Maße wie an einem Anschauungsbeispiel jene tiefe Unterschiedlichkeit des deutschen und des sowjetischen Regiments im besetzten Gebiet des ehemaligen Polen auf der einen und der andern Seite ermessen konnte, um daraus zugleich die praktische Lehre über den ewigen Gegensatz zwischen nationalsozialistischer und bolschewistischer Wesensart und Zielsetzung abzuleiten: Hier stetiger und auf eine rasche Normalisierung der Lebensbedingungen aller abzielender Arbeits- und Organisationswille, dessen Erfolg durch die sich allmählich ergebende Aufgeschlossenheit und Mitarbeit selbst der ehemals feindlichen Bevölkerung deutlich wird, dort standrechtlicher Terror, gewaltfame Verhinderung jeder Beziehung, jedes Blickes über die Grenze, der eiskalte Hauch der permanenten, lähmenden Furcht vor der brutalen Gewalt des Systems.

Doch noch ein Zweites lehrte die von so seltsamem Schicksal betroffene Stadt Przemysl: Rollten doch Tag für Tag fast die Eisenbahnzüge dort hinüber und herüber von Deutschland nach der Sowjetunion und umgekehrt, mit deutschen Industrieprodukten für die Sowjetunion, mit russischem Öl und Getreide und Holz und anderen Erzeugnissen für das Reich; — offenbarten sie hier nicht täglich aufs neue das Paradoxon des deutsch-russischen Verhältnisses, hier, wo dieser lebendige Strom des wirtschaftlichen Austauschverkehrs hinwegging über die Todeszone der Sowjetgrenze, an der er annutete wie der Pulsschlag in einem abgehackten Arm, hier, wo jedem mensch-

lichen Verlangen nach einem Hinüber und Herüber das eiskalte, unerbittliche Halt des sowjetischen Terror-Regimes entgegengesetzt wurde? Selbst jenen russischen Eisenbahnern, die die Sowjetzüge zum deutschen Umladebahnhof begleiteten, stand wie ein unsichtbarer Bann das Sprechverbot auf der Stirn geschrieben, kein persönliches Wort kam über ihre Lippen, sie schwiegen wie unter einem drohenden Befehl. Stumm blickten sie herab von den großen, breitspurigen russischen Lokomotiven, auf deren Kessel vorn ein knallroter Sowjetstern angebracht war, und die manchmal fast täglich, dann wieder nach beträchtlichen Pausen, mit russischen Lieferungen in den großen Umladebahnhof unweit von Przemysl einliefen, auf dem das Gut von den breitspurigen russischen, in deutsche Waggon geladen wurde.

Außerlich betrachtet, erfüllten die Sowjets also, wenn auch in wechselndem Umfange, ihre wirtschaftlichen Vereinbarungen mit dem Reich, so daß man daraus auf eine zufriedenstellende, auf der Basis des „do ut des“ gegründete Ausgeglichenheit des Verhältnisses hätte schließen können, entsprechend der diplomatischen Festlegung der letzten zwei Jahre. Doch derjenige, der gleich uns in diesen Mai- und Juni Tagen die Dinge aus unmittelbarer Nähe zu betrachten Gelegenheit hatte, der sah mehr als nur jene Eisenbahnzüge und konnte den immer deutlicher sich abzeichnenden Gegensatz nicht verkennen zwischen der durch die Lieferfreudigkeit scheinbar bestätigten ehrlichen Partnerschaft der Sowjets einerseits und ihrem militärischen Einsatz andererseits, dessen sich von Woche zu Woche steigende Aktivität über die Grenzlinie hinweg teils ungewollt, teils in bewusster Brüstierung offenbart wurde. Hier wie an vielen anderen Stellen ergaben sich die unwiderleglichen Feststellungen einer noch ständig in der Verstärkung befindlichen, drohenden Kräftezusammenballung gegenüber den deutschen Ostgebieten, ergaben sich Zwischenfälle von nicht mehr als unsäglich zu betrachtenden Grenzverletzungen sowjetischer Offiziere und Soldaten, die durchaus nicht nur nach dem scheinbar verfehlten Rückweg ins eigene Gebiet

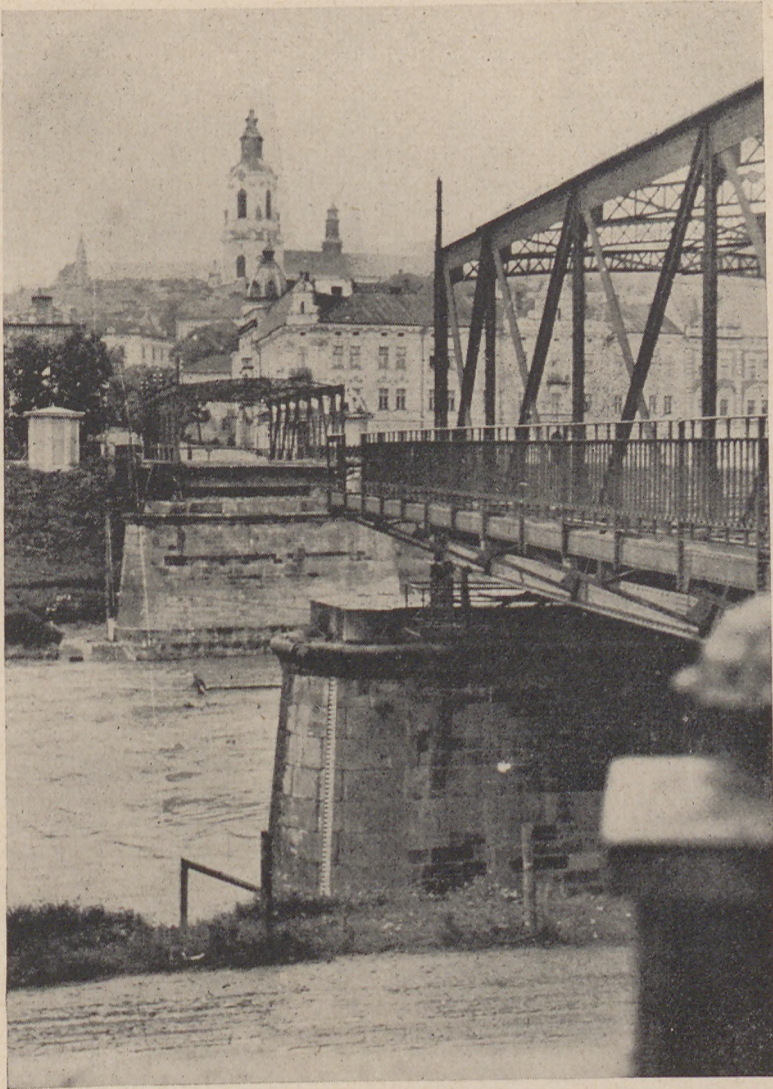
Umschau hielten, ergaben sich die Grenzüberfliegungen sowjetischer Flugzeuge, — alles in allem ein immer klarer und deutlicher sich enthüllendes Bild der gefährlichen, drohungsvollen Gewißheit, daß hierin das wahre Gesicht der innerlich gleichgebliebenen, bolschewistischen Zielsetzung zu suchen war — und nicht in der gleichsam waggonweise zur Schau getragenen Friedfertigkeit.

Jene ersten Schüsse, die damals hier und dort über den San peitschten, sie waren wie Vorboten eines drohend sich ankündigenden, baldigen Gewitters; wir wußten nicht die Stunde, da gleich einem ersten, gewaltigen Blitz die Entladung der ungeheuren Polarität der aufgespeicherten Kräfte beginnen würde, doch daß sie nicht mehr ausbleiben konnte, wurde mit vorrückender Zeit mehr und mehr von einer Ahnung zur Gewißheit.

+

Russisch-Przemysl, Ende Juni 41.

Wie lange ist schon wieder Krieg? — Wenn man einen Augenblick nachgedacht hat und zu dem Ergebnis kommt, daß noch vor zwei Wochen im Osten äußerlich tiefster Friede war, dann kann man es kaum fassen, daß seither erst eine kurze Reihe von Tagen abgelaufen ist. Man vermag mit dem kleinen Zeitabschnitt nicht die Wucht und Masse der einander immer wieder übertreffenden Eindrücke vereinbaren, die der Feldzug gegen die Sowjetunion vom ersten Tage an gebracht hat. Alles bisherige Erleben dieses Krieges, mag es gleichwohl einmalig und von nie gekanntem Ausmaß gewesen sein, es verblaßt gegenüber der weltgeschichtlichen Beispiellosigkeit dieser Auseinandersetzung. Niemals standen Armeen in annähernd großer Zahl einander in angriffsentschlossenem Aufmarsch gegenüber; niemals vorher trat eine solche Kampffront in ein und derselben Minute zu einem Angriff auf dieser Breite von Tausenden von Kilometern an; niemals vorher ging ein Krieg um eine gleich große Entscheidung wie dieser, da sich nun die stärksten Heere der Welt gegenüberstehen als erbitterte, fanatische Kampftruppen zweier Weltanschauungen, deren hier im Positiven, dort im Negativen



Die stumpfen Reste der gesprengten San-Brücke zwischen Deutsch- und Russisch-Przemysl sind wie ein Gleichnis der tiefen, weglosen Kluft dieser deutsch-sowjetischen Grenze

tiven geballte Kraft von so unermesslicher Gegensätzlichkeit ist, daß es nur völligen Sieg und völlige Vernichtung des einen oder des anderen geben kann. Immer wieder bestätigt sich von Unbeginn für uns, daß wir gleichermaßen den durch die Heeresberichte vermittelten, allgemeinen Überblick über die Ereignisse mit dem eigenen, unmittelbaren Erleben verbinden können, diese Tatsache der unver-

gleichlichen Einzigartigkeit des Kampfes im großen und im kleinen.

Wenn es einen Gott des Krieges gibt, dann wußte er, warum er zum Schauplatz dieses blutigsten und erbittertsten Ringens den Osten wählte, diesen weiten, schicksalvollen Raum zwischen Baltischem und Schwarzem Meer, dessen Erde durch die Jahrhunderte mehr Blut der Kämpfenden getrunken hat, als Schweiß der

Adernden. Immer waren es die Besten aus den deutschen Stämmen, die kämpfend aus dem deutschen Herzen Europas vorstießen nach Osten und das Land, das einst zur Urheimat des Germanentums gehört hatte, dem deutschen Bauern mit dem Schwert wiedergewannen. Immer galt es, der ewigen, lauernden Feindschaft des slawischen Volkstums zu begegnen und seinen gleich einer nagenden Flut an den deutschen Ostmarken wühlenden Expansionsdrang zu dämmen. Immer aber waren erbitterte Grausamkeit und blutiger Vernichtungswille die ureigenen Urzeichen jener von Zeitabschnitt zu Zeitabschnitt stetig neu auslodernenden Auseinandersetzungen deutschen und slawischen Besitzanspruches auf diesem Raum; immer neigten die dunklen, untermenschlichen Instinkte der slawischen Rasse in ihrer Belastung mit dem Minderwertigkeitsbewußtsein dazu, sich in hemmungslosem Blutausch abzureagieren. Zeigten sich nicht diese uralten Erscheinungen in gleicher, schrecklicher Form aufs neue im polnischen Feldzug des Jahres 1939, als zu Tausenden und aber Tausenden wehrlose volksdeutsche Männer, Frauen, Greise und Kinder der rasenden Mordheze des blutgierigen polnischen Mobs zum Opfer fielen? Damals nahm die wieder stark gewordene, deutsche Nation diesen Volkskampf im Osten aufs neue auf, der heute nun in sein entscheidendes Stadium durch den Krieg mit den Sowjets getreten ist. Heute aber steht uns die Macht gegenüber, die es verstanden hat, das zersetzende, tödliche Gift des auf das Chaos abzielenden jüdisch-bolschewistischen Gedankengutes mit den dunklen Triebkräften der slawischen Volksseele zu vereinigen und damit den Gipfel infernalisches Untermenschentums auf breiter Grundlage zum ureigenen Element ihrer Struktur zu machen. Bereits die kurze Episode jener Kämpfe vor zwanzig Jahren, in denen gegen die damals im Entstehen begriffene Macht des Bolschewismus nicht nur weißrussische Armeen um Rußland, sondern auch deutsche Freikorps um die Bewahrung des ausgebluteten Deutschlands vor seinem würgenden Zugriff kämpften, schon diese frühe Be-

gegnung mit der neuerstandenen Gefahr im Osten zeigte die furchtbaren Merkmale solcher, zu höchster Potenz gesteigerten, kalten Grausamkeit, die nun bei Beginn des heutigen Krieges nicht einmal wiedererweckt zu werden brauchte; — sie war in der ganzen Zwischenzeit als „Hausmittel“ des innerpolitischen Staatsterrors mit kalter Überlegung von den jüdisch-bolschewistischen Machthabern in dem gesamten Apparat ihres Macht-systems — man möchte sagen — kultiviert worden. Die zwanzig Jahre lang mit gleichmäßiger Brutalität gehandhabte Tscheka-Maschine brauchte nur mit Einsetzen des Kriegszustandes auf volle Touren gebracht zu werden, um die Ergebnisse an Mord und Bestialität zu zeitigen, deren selbst bislang erst teilweise zutage getretener Umfang keinen Zweifel daran läßt, daß die bolschewistischen Blutläufer sich nun selbst übertreffen. — Sollte nicht diese letzte, ungeheuerlichste Orgie der mit der Weltrevolution das Weltchaos und die Völkervernichtung anstrebenden jüdisch-bolschewistischen Geißel der Menschheit ein letztes, furchtbares Menetekel sein von jener maßlosen Eindringlichkeit, in der nur Gott selbst der Welt sich offenbart? Eine Warnung für die gesamte Menschheit die bisher in grenzenloser Oberflächlichkeit oder in feiger, bürgerlicher Erbärmlichkeit alle Lehren und Offenbarungen der bolschewistischen Blutschuld, alle die zum Himmel nach Sühne schreiende Grauenhaftigkeit der Schicksale von Millionen ihrer leidenden Brüder mit einem Achselzucken abtat?!

Woher diese Weisheit? Man könnte meinen, daß sie aus Gedanken und Überlegungen kommt, mit denen der kämpfende Soldat gemeinhin sich gar nicht befaßt. — Gewiß, auch wir haben weder im Polenfeldzug nach den Ideologien der übergeschnappten, polnischen Chauvinisten gefragt, noch im Vormarsch durch Frankreich an etwas anderes als das nächste Angriffsziel, an unsere hungrigen Mägen und marschmüden Füße gedacht. — Heute aber, nach wenigen Tagen Kampf mit dem Bolschewismus, sind wir weniger noch als je zuvor die Soldaten, die sich einmal im Osten, dann im Westen und



Die Eisenbahnbrücke bei Przemyśl über den San

Drei deutsche Pioniere durchliefen am Morgen des 22. Juni die 500 Meter lange Strecke bis zum sowjetischen Ufer, um im Feuer roter Scharfschützen das sowjetische Sprengkabel zu zerschneiden, unter Einsatz ihres Lebens

Südosten und nun wieder im Osten schlagen und in frischfröhlichem Hurra-Militarismus einen neuen, noch größeren, noch erakteren Blitzfeldzug durchherzieren — zu solchen hirnlosen Kommisfitiebeln mag uns die demokratische Propaganda stempeln wollen —, heute sind wir auch nicht mehr nur aus unserer nationalsozialistischen Weltanschauung heraus von den inneren Voraussetzungen unseres Kampfes gegen Moskau durchdrungen, auch schöpfen wir nicht mehr allein aus dem Tagesbefehl des Führers die Überzeugung von der Notwendigkeit dieses schwersten aller Einsätze: Heute haben wir mit eigenen Augen gesehen und mit eigenem, schauernden Herzen erlebt, was Bolschewismus heißt! Und das war übergenug schon in den ersten Tagen, um auch den Gleichgültigsten und Oberflächlichsten und Gedankenlosesten unter uns zu packen und zu veranlassen, über diese Dinge nachzudenken, um mit

ihnen innerlich fertig zu werden. Jeder, der diese beispiellosen Zeugnisse der bolschewistischen Raserei zu Angesicht bekam, mußte zu diesem Nachdenken bewegt werden, um aus ihm die Erklärung für das Gesehene finden zu können. Jeder aber mußte auch am Schluß solchen Gedankenganges zu der zwangsläufigen Überlegung kommen, die uns Soldaten tiefer noch als das ganze übrige deutsche Volk in diesen Tagen zu irgendeiner stillen Stunde ergriffen hat: Wie können wir dem Führer danken, daß er dieses Grauen von unserer eigenen Heimat ferngehalten hat, daß er durch seinen kühnen Entschluß und sein auch vor der gewaltigsten Verantwortung nicht zauderndes Handeln unser Volk, die Frauen und Kinder zu Hause, davor bewahrt hat und die deutschen Lande, die deutschen Städte und Dörfer vor der Vernichtungsorgie schützte, zu der sich die Rote Armee schon bereitgestellt hatte! Uns ist in furcht-

barer Eindringlichkeit und blutiger Deutlichkeit in vielen Einzelheiten das Bild des Schicksals vor Augen geführt worden, das in drohender Gefährlichkeit unserem Volk bevorstand — und das vorüberging, weil Adolf Hitler uns in letzter Stunde den Befehl zum Angriff gab, der immer des Deutschen beste Verteidigung war.

Damals, in der Nacht vom 21. zum 22. Juni, als dieser Befehl kam, ahnten wir noch die furchtbare Wirklichkeit nicht, die alle bisherigen Begriffe über bolschewistische Terror übertreffen und allen vorangefassten Erwartungen über die Zustände in der Sowjetunion Hohn sprechen sollte. Was wir aber wußten, war die Tatsache, daß in den nächsten Stunden, mit dem ersten Morgengrauen des neuen Tages ein Einsatz der deutschen Wehrmacht seinen Anfang nehmen würde, der der gewaltigste der Weltgeschichte überhaupt sein mußte. Wir hatten mit dem Vergleich zu den vorangegangenen Feldzügen immer wieder staunend den Maßstab angelegt an die wenigen, uns sichtbar werdenden Einzelheiten seiner Vorbereitung, und hatten daraus das um ein Vielfaches größere, nicht für möglich gehaltene Ausmaß der zusammengeballten Kraft dieser Ostfront erahnt. So waren die letzten Stunden vor dem Angriff für uns einerseits bestimmt von dem ruhigen Gefühl des Vertrauens in die Stärke unserer Waffen und in die Überlegenheit unserer Führung, denen auch dieser schwerste aller Gegner nicht gewachsen sein würde, andererseits aber erlebten wir aufs neue die erregende Spannung, die in jedem Soldaten aufs neue dann aufkommt, wenn wieder einmal der Zeiger der Armbanduhr langsam, aber mit schicksalhafter Stetigkeit von Viertelstunde zu Viertelstunde näher und näher auf die Minute hinrückt, in der jäh die lauernde, trügerische Ruhe des dämmernden Morgens durch die ersten rollenden Schüsse eines neuen Kampfes ihr Ende findet. Immer wieder ist die Ruhe solcher Stunden für die Soldaten, die sprungbereit vorn schon in Schußweite vom Gegner liegen, wie ein rinnender Tropfen der Ewigkeit, die in der verhaltenen Stille sich dunkel und schwer auf das pochende Menschenherz legt, das in seinem heißen Lebens-

willen nichts wissen will von der düsteren Gewisheit, daß nun auch der große Schnitter wieder einmal zu seiner Sense greift und ausholt, die unerbittliche Ernte zu halten. In der erregten Spannung der hellwachen Sinne eilt die Phantastie dem Kommenden entgegen und malt sich schon in wechselnden Bildern die Szenen des nahen Kampfes aus, läßt schon vor dem geistigen Auge die Granaten des Feindes, die pfeifenden Kugeln der Gewehrschüsse, die ingrimmig verzerrten Gesichter der übermannen Gegner und die blassen Antlitz der ersten Toten erscheinen; so, wie es alles aus der Vergangenheit noch ungetrübt und unauslöschlich in das Gedächtnis eingegraben ist. Nur mit einem Fluch oder einem derben, zu dem in der Nähe liegenden Kameraden gesprochenen, sarkastischen Scherzwort, läßt sich Befreiung finden von dem aufdringlichen Spiel der in der bleiernen Reglosigkeit des Wartens emporschießenden Vorstellungen. — Dann aber ist es wirklich so weit: Die ersten Feuerstöße bellender Maschinengewehre mischen sich mit dem Knall einzelner Gewehrschüsse, die ersten Salven der Sturmgeschütze rollen mit trockenem Knall über die Köpfe der aufgesprungenen, vorwärtsstürmenden Infanteristen, und an dem von der fahlen Frühe erhellten Himmel erklingt das kraftvolle Dröhnen der Kampfgeschwader. Der Bann ist gebrochen, nun gibt es nur noch die eine, klare Wirklichkeit des Angriffs, die nur heißt: Vorwärts und drauf, solange die Knochen noch heil sind!

Und so stießen nun deutsche Truppen über den San in denselben Raum hinein, den sie vor noch nicht zwei Jahren schon einmal im Kampf gegen polnische Soldaten erobert hatten. Doch welch eine Wandlung in so kurzer Zeit, die dieses Land äußerlich und innerlich zeigte. Dieselben deutschen Soldaten, die damals als Feinde fanatisch gehaßt worden waren, sie wurden heute von der gleichen Bevölkerung mit Blumen empfangen und mit einem erschütternden leidgedämpften Jubel als Befreier begrüßt. Als Befreier von jenem ganzen, unsagbaren Elend, das unter der roten Herrschaft das Schicksal aller gewesen war.



Das GPU-Gefängnis in der „Alica Sapieha“ in Lemberg

Wir haben mit Polen gesprochen, die in den Dörfern nahe der Grenze gelebt hatten. Einer von ihnen faßte sein Urteil über das Leben der letzten anderthalb Jahre mit dem Satz zusammen: „Sagen Sie mir, daß morgen wieder die Sowjets die Herrschaft über dieses Land antreten werden und geben Sie mir eine Pistole, dann schieße ich mir auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf, als daß ich noch einmal eine solche Zeit mitmache!“ — Die Sowjets hatten sogleich nach der Besetzung des Landes die Intelligenz zusammengestellt und nach Sibirien abtransportiert. Als nächstes erließen sie einen Aufruf, daß diejenigen, die nach Deutschland hinüber wollten, sich bei den Kommissariaten in eine Liste eintragen sollten. Als diese Listen aufgestellt waren, wurden die Betreffenden aufgefordert, sich zum Abtransport nach Deutschland einzufinden — und als man sie auf diese

Weise alle beisammen hatte, ging der Transport auch vonstatten, aber nicht nach Deutschland, sondern ebenfalls nach Sibirien! Zahllose Frauen polnischer Offiziere waren darunter, die rücksichtslos aus ihren Wohnungen herausgeholt, vergewaltigt und dann fortgeschafft wurden. — Als nächstes holte man aus den Dörfern die kräftigsten jungen Männer, Frauen und Mädchen heraus und verbrachte sie in neuingerichtete Gemeinschaftslager. Dort mußten sie abwechselnd Tag und Nacht arbeiten, hauptsächlich an Vorhaben des Armeemarsches, d. h. Rampen bauen, Eisenbahnstrecken verlegen, Truppenbaracken und Bunker anlegen. In dem Arbeitslager, das wir sahen, hausten etliche 50 Frauen und Männer zusammen in einem großen, unsagbar schmutzigen und übelriechenden Schlafsaal. Die Eßgeschirre bestanden zum meist aus alten Konservenbüchsen. Für

das Essen selbst aber mußte jeder allein sorgen, d. h. die Verwandten in seinem Dorf, aus dem er gekommen war, hatten dafür aufzukommen. Auch die Frauen wurden zu der gleichen, schweren Zwangsarbeit eingesetzt wie die Männer. Wer sich ihr entziehen wollte, kam unweigerlich vor ein Gericht, dem es mit Deportation nach Sibirien auf einige Jahre mehr oder weniger nicht ankam, wie uns die Dorfbewohner aus eigener Erfahrung berichteten.

Doch nicht nur dies war es, was wir schon in den ersten Tagen des Feldzuges kennenlernten als Bestätigung manches früher nicht für möglich gehaltenen Berichtes über die Zustände im „Paradies der Arbeiter“. Bestätigt wurden uns auch durch eigene Anschauung die Worte des Führers über das bereits zu höchster Gefährlichkeit gediehene Stadium des Aufmarsches der Sowjetarmee an unserer Ostgrenze: Wir sahen die allenthalben an den Eisenbahnlinien neuerrichteten Militärrampen zur Ausladung von Truppentransporten in größtmöglichem Umfange; wir sahen den Ausbau des Eisenbahnnetzes in diesem Aufmarschgebiet, der allenthalben schon vollendet war und gewiß nicht der Verkehrserschließung des Landes hatte dienen sollen. Auch die zahlreichen, wie waidwund geschossene Artiere anmutenden Riesentanks der Sowjets, die deutschen Pakgeschützen zum Opfer gefallen waren, bezeugten die Angriffsabsichten der Sowjets deutlich genug. Man konnte in ihnen den Beweis für den Plan Moskaus sehen, von hier aus durch das Generalgouvernement einen starken Vorstoß motorisierter Kräfte möglichst bis in das Protektorat zu führen, um diese schon seit jeher als Zwischenbasis gegen das Reich von den Sowjets betrachteten Eckpfeiler zu gewinnen. — Wenn aber überhaupt noch ein Zweifel an dieser Bedrohung möglich war, dann wurde er durch die folgende Tatsache aufgehoben: Schon am ersten Tage des Vormarsches über den San stießen deutsche Truppen auf ein neu errichtetes, riesiges Barackenlager, dessen Zweckbestimmung als bereits für die nahe Zukunft notwendiges Durchgangslager für deutsche Gefan-

gene durch Ausjagen der Bevölkerung bestätigt wurde! Um nur kurze Zeit ist die deutsche Führung den gefährlichen Plänen Moskaus zuvorgekommen, das ist die Erkenntnis, die man mit einem Gefühl grenzenloser Erleichterung aus diesen Tatsachen gewinnt. Unnötig zu erwähnen, daß das Gefangenlager nun schon längst seinen vorbestimmten Zweck mehr als hundertprozentig erfüllt, nur eben mit umgekehrtem Vorzeichen. . . .

+

Lemberg, im Juli 1941.

Lemberg! Das Antlitz dieser Stadt zeugt noch immer von jener Blütezeit vor dem Weltkrieg, als der goldene Fins der westukrainischen Kornkammern ihr zusloß, als sie Metropole und Kopf der österreichischen Verwaltung Galiziens war und man in Luruswagen mit dem D-Zug von Odessa über Lemberg, Krakau, Wien geradesweg nach Vorarlberg fahren konnte. Auch nach dem Kriege, unter polnischer Herrschaft, verlor die Stadt nicht ihre Bedeutung, sie blieb verwaltungsmäßiger und wirtschaftlicher Mittelpunkt Kleinpolens. Als wir durch die breiten, mit Grünanlagen verschönten Straßen gehen, vorbei an den zahllosen Kirchen, imposanten Gebäuden und gepflegten Parks, die von der einstigen Wohlhabenheit und Kultur zeugen, da sind diese Dinge wie ein schmerzlicher, und doch wohlthuender Gegensatz zu den furchtbaren Zeugnissen des jüngsten Geschehens in dieser Stadt. Geschehnisse, die nun auch sie gleich anderen Städten des Ostraums, gleich Riga oder Bromberg zum Schauplatz der grauenhaftesten, blutgierigsten Vollendung Tausender von Menschenschicksalen hat werden lassen, zum Schauplatz der blutgierigen Raserei unmenschlicher slawischer Kreaturen unter der kalten, sadistischen Anleitung jüdisch-bolschewistischer GPU-Organe. — Kaum, daß an den Häusern und Straßen Zerstörungen durch Bomben oder Artilleriegeschosse aufzufinden wären; nur einzelne wenige Häuser zeigen Einschläge und der Bahnhof ist nachhaltig zerstört. Und dennoch blicken uns die Einwohner mit Augen an, als sei eine furchtbare Rannade eben erst durch die Stadt hinweg-



Juden verrichten in den ersten Tagen nach der Befreiung Lembergs die Beerdigung derjenigen, die sie der G.P.U. denunziert haben

gegangen; dennoch ist die sommerlich warme Luft erfüllt von einem bei jedem Windhauch sich mit süßlicher Penetranz bemerkbar machenden Nasgeruch, als ob überall Tote unbeerdigt umherlägen. In Wirklichkeit aber haben die vom Grauen gezeichneten Gesichter der Menschen und jene schaudererregende Atmosphäre den gleichen Ursprung: Der Hauch der Verwesung weht herüber von den Gefängnissen der G.P.U., und dort suchen Lembergs Einwohner einander in diesen Tagen nach der Befreiung von den roten Henkern, suchen die Männer ihre Frauen, die Mütter ihre Kinder, die Söhne ihre Väter und Brüder. Mit vom Entsetzen grauen, bleichen Gesichtern, eilen sie von einem zum andern der zahlreichen Gefängnisse, von dem in der Vorstadt zur „Mica Sapieha“, von dort zu einem dritten, um das traurige Suchen fortzusetzen. Nur mit Gewalt konnte man ihrem zwecklosen Beginnen Einhalt gebieten,

denn es waren der Getöteten zu viele und die meisten überdies unkenntlich durch Verstümmelung oder Verwesung.

Als wir auf den von grellem Sonnenlicht überfluteten Hof des in der Mitte der Stadt gelegenen G.P.U.-Gefängnisses treten, werden dort gerade diejenigen Ermordeten in einer großen, tiefen Grube eingescharrt, die hier so aufgefunden wurden, wie sie die Roten erschossen hatten. Unter Aufsicht von Truppenärzten und Sanitätsoldaten sind ein Dutzend Juden mit dieser Arbeit beschäftigt. Wie wir erfahren, sind es Juden gewesen, die unzählige von Ukrainern bei der G.P.U. denunziert und damit dem Verderben ausgeliefert haben. Die Leichen werden aus einer Ecke des Hofes herübergetragen, in der noch große getrocknete Blutlachen bezeugen, daß man hier die Opfer einfach niedergeknallt hat, zum Teil einzeln mit Genickschuß, andere anscheinend mit Maschinenpistolen, wie

die Einschläge an der blutbespritzten Mauer erkennen lassen. Doch wir sehen auch einige, die an Stelle der Augen nur noch dunkle, blutige Wunden im Kopf haben, und deren Zunge halb abgeschnitten aus dem Munde herabhängt. Auch die Hände sind teilweise nurmehr formlose Fleischklumpen, und das ist nicht nur etwa durch die Verwesung hervorgerufen, sondern man muß den Lebenden die Haut heruntergezogen haben. — Dann gehen wir durch die Gänge des Gefängnisses, dessen Treppentritte durch Drahtnetze dagegen gesichert sind, daß man sich von ihnen hinabstürzen kann. Die einzelnen Zellen sind von wahrhaft mittelalterlicher Beschaffenheit: Feuchte, dumpfe Gelasse, die meisten ohne irgendeine Luke, durch die das Licht hätte eindringen können, angefüllt mit einem ekelregenden Geruch. Wenn man in diese leeren, stummen Gelasse einen Blick geworfen hat, dann zwingt sich die dunkle Frage auf, wieviele furchtbare Schicksale hier ihre letzten, leidvollsten Phasen durchgemacht haben, wie viele Schrecken und Verzweiflung, Angst und Elend die grauen Wände dieser Gänge gesehen haben mögen, obschon es noch nicht zwei Jahre sind, daß die roten Schergen hier ihre Opfer eingekerkert haben. Doch was ist das alles gegen den Anblick, den wir erleben, als uns ein Stabsarzt hinabführt in den Keller des Gefängnisses! Hier haben die Sowjets in den finsternen Gewölben die Stätte erwählt, um ihre Opfer zu hunderten umzubringen. Hier sind Kellergewölbe, in denen fünfzig, sechzig, hundert Leichen, Frauen und Männer und Knaben über- und durcheinander liegen, wie sie der Tod von ihrer Not erlöst hat. Man muß sie allesamt in den Raum hineingetrieben haben, um sodann mit einem Maschinengewehr einfach das ganze Menschenknäuel durchzumähen, bis nichts mehr lebte, oder doch jedenfalls kein Lebenszeichen mehr von sich gab. An anderen, zerfetzten Überresten menschlicher Körper ist zu sehen, daß die Bolschewiki die gleiche Methode auch mit Handgranaten durchgeführt haben, die sie in die mit Menschen vollgestopften Zellen hineinwarfen. Der Toten sind zu viele, als daß man sie alle beerdigen könnte. Die Keller werden mit

ihrem schaurigen Inhalt zugemauert. Lemberg ist allein in den kurzen Tagen seit Kriegsausbruch um über viertausend Menschen ärmer geworden, und doch ist diese Zahl nur ein kleiner Bruchteil in dem großen Register der bolschewistischen Blutschuld. Doch nicht die Zahl nur der Toten klagt hier an, mehr noch die grauenvolle Art des Todes, die an einzelnen der gefundenen Opfer festgestellt wurde. Da waren Menschen lebendig an die Wände ihrer Zellen genagelt, gleich dem Gekreuzigten, da waren wieder und immer wieder Entmannungen als Todesursache zu finden, zugleich mit Wunden an allen nur erdenklichen Stellen des Körpers, da hatte man Frauen die Brüste abgeschnitten und ihnen in hohnvoller Unmenschlichkeit Lichter in diese Wunden gesteckt, vielleicht einer Mutter vor den Augen ihrer Kinder. Ja, auch Kinder fand man unter den Getöteten, Knaben und Mädchen von noch nicht einmal zwölf Jahren. Und man fand sogar ein kleines Bündel Mensch, das man einer Mutter aus dem schwangeren Leibe herausgeschnitten hatte.

Das ist der Bolschewismus! So haben wir ihn nun kennengelernt, mit eigenen Augen an diesen Bildern, die wir unser ganzes Leben hindurch nicht mehr vergessen werden. Und nicht wir allein, Tausende, Zehntausende deutscher Soldaten sahen das gleiche oder noch Furchtbareres als wir. Sie alle bedürfen nun keiner Belehrung mehr über den Kampf, den sie kämpfen oder den Sinn dieses Kampfes. Sie wissen nun, daß nur die völlige Vernichtung dieses teuflischen Systems die Ausrottung des Bolschewismus mit Feuer und Schwert die Sühne sein kann für solche Blutschuld, und zugleich der einzig wirksame Schutz, um die Heimat, Deutschland und Europa vor dem zu bewahren, was hier in der weiten Unendlichkeit des Ostens, von San und Bug und Memel bis an den Ural, sich abgespielt hat an höchster Steigerung menschlichen Leidens, menschlicher Verzweiflung und Not. Wir wissen es nun, Millionen verzweifelter Menschen in diesem Land warten noch auf unseren Sieg, — sie beten für ihn, und dieser Sieg wird ein Gottesgericht sein.

Eberhard Sarter

Die Landschaft der Kurischen Nehrung

„Im Westen lag bleichen Glanzes das Meer, in jener unermesslichen Ausdehnung, die gleichsam nur dieser öden Küste eigen. Die Nehrung zog sich nach Norden und nach Süden, eine einzig leichtgeschwungene Sehne, ein flatternder Wimpel zwischen zwei Meeren...“ „Aus der Ferne kehrt unser Auge zu der nächsten Nähe zurück. Wir sitzen am Fuß des Sandabhanges. Ein Schmetterling fliegt um ein paar Gräser; ein Marienpferdchen kriecht auf dem Sande und müht sich vergebens. Uns ist es, als müßten wir die Körner hören, die unter seinen Füßen den Abhang hinabrollen; denn die Stille ist grenzenlos.“

Das sind ein paar Sätze, mit denen vor 73 Jahren der Ostpreuße Ludwig Passarge die Landschaft der Kurischen Nehrung präzise und empfindlich nachgezeichnet hat.

Inzwischen ist eben dieser besondere Landstrich des Ostens gewissermaßen in Mode gekommen, weil seine Sandberge für die Vielen sensationell waren und für die Wenigeren seine freie, urtümliche Einsamkeit im dichtbevölkerten und durch den Verkehr zusammenwachsenden Reich immer mehr Seltenheitswert hatte. Fotos von seinen Dünen sind über ganz Deutschland verbreitet. Rings um Nidden sieht man die Maler sitzen, die auf ihren Bildern manchmal mehr über sich selbst als über die Nehrung recht haben. Gäste haben in den letzten zehn Jahren die wenigen Siedlungen fast dichter bevölkert als die Vegetation der Sandflächen vertragen mochte.

Zu beobachten war, daß die Werbung manche Leute übers Haff gebracht hat, die dann über die „Primitivität“ und den tiefen Sand fluchten, die sich stundenlang an den Hafen setzten, um wenigstens

etwas „Verkehr“ und „Leben“ zu sehen. Auch deshalb empfiehlt es sich, von dieser besonderen deutsch-östlichen Landschaft zu sagen, wie sie etwa gesehen und begriffen werden will.

*

In dem kleinen runden Hafen von Cranzbeek fängt mit dem Gepupper der Schiffsmaschine und mit der Bugwelle, die eilig an den Wiesen entlangläuft, die kurze Fahrt durch einen Schlingelfluß an. Die Kühe schauen mit mahlen-dem Maul zu, Fischergehöfte liegen sauber im saftigen Gras, der Storch geht inmitten spazieren, ausgespannte Netze messen die Meterzahl, und Schiffszeichen stehen dünn in die klare Luft. Bis sich die kleine Welt dann auf einmal vorne öffnet, und da, wo der merkwürdige Name Schwentlund auf den Karten steht, sich dunkelblau das Wasser von Horizont zu Horizont spannt, fern auf seiner Kammhöhe ein paar hohe rechteckige Segel: das Haff.

Wenn das Schiff das Freie gewonnen hat, eine letzte grüne Insel für Schilfhühner, Rälbchen und Fischerkinder hinter sich ließ, steht links der Streifen Land, die Nehrung, und rechts streckenweise eine Baumreihe weit weg direkt auf dem Wasser, die Küste des Binnenlandes.

So bleibt es stundenlang, während unser weißes Haus vorwärts strebt. Wasser und Wasser. Nur links ein sonderbarer unablässiger heller Dünenzug. Das Kurische Haff zeigt seine Größe, die Sonne wandert am Himmel. Und Gleichmaß und Stille senken sich langsam in das Gemüt des Reisenden.

Bis man auf den Landesteg von Nidden zufährt, das Gerumpel der Maschine und das Rauschen der Bugwelle

auch noch aufhört. Rechts liegt die zierliche Welt des Hafens, am Mast der Kurenfähne sind das Großsegel und die Rebe, malerisch verschränkt, zum Trocknen aufgezo-gen; links hinter den dunkelgrünen Dünen beginnen die hellen Sandrücken.

Wie man dann die sandige Straße längs dem Haff weitergeht zwischen den niedrigen langfistigen Holzhäusern, umfängt einen schon der Duft aus Wasser und Tanggeruch, aus sonnengewärmten Holz und Räucherfeuern. Als man im Gasthaus, in dem die Maler ihre Nehrungsbilder aufgehängt haben, auf die weite Terrasse hinaustritt, dehnt sich bis zum Horizont das spiegelnde Wasser. Kein Auto hupt, ein paar Segel verschwimmen im Duft der Ferne; es ist still, wie es nur hier sein kann.

Am anderen Morgen, am nächsten Tag beginnt dann die Bekanntschaft mit dem Lande.

*

Daß die lange Insel, die Nehrung heißt, an ihren beiden Enden mit der üblichen zusammenhängenden bewohnten Erde verbunden ist, das nimmt ihr keineswegs die Eigenschaft, allein für sich draußen in den Wassern zu liegen. Für die Fischer, die in den weit voneinander entfernten kleinen Dörfern in den mittleren Teilen der Nehrung wohnen, in Nidden oder in Preil oder Perwell, sind die Berührungsstellen mit dem Festland hinter Sarkau oder bei Memel kaum fühlbare Verkehrsbrücken. Die kleinen Pferde vor den Fischerwagen würden zu müde werden, wenn sie die lange Poststraße hier- oder dorthinüber hin und her dahintraben müßten. Die Verbindung mit der übrigen Welt ist der Kurenfahn oder das Marktschiff, quer übers Haff oder im Haff an dem unabsehbaren Zug der Sanddünen und der festgelegten Dünen entlang.

Die Zeit des schnellen Motorbootes und des Autos ist hier noch nicht angebrochen. Die Heimat gibt zu lerge Nahrung. Den wenigen Menschen der Nehrung liegt die übrige Welt im großen ganzen auch heute fernab hinter der Reichweite ihrer Pferdegespanne und

der Gunst oder Ungunst des Windes, der das große Segel des Reitelfahnes bläht.

*

Wer nun hier im Sommer zu Gast ist, der gehört dann nicht dahin, wenn er hier nichts findet als den Sand zum Valen und Burgenbauen und die Wellen zum Baden in der See wie an anderen Meeresküsten auch. Was einen immer wiederkommen läßt, das ist jenes kaum anderswo wiederholbare Erlebnis, daß hier ein Land, schmal und bedrängt, aber mit allen Wundern unserer Mutter Erde aus dem Meer wächst, mit Blumen und Schmetterlingen, mit dem vertrauten Grün der Pflanzen, dem Surren der Libellen, dem Ruf der Grillen, dem zierlichen Schritt der Rebe, dem Duft der Walderdbeere gleich hinter der anstürmenden Brandung der See, und daß dieses Land, kaum geboren, wieder verklingt in die Wasserweite des Haffs, dessen jenseitiges Ufer an den meisten Tagen unsichtbar bleibt.

Alles, was hier wächst, ist viel mehr ein Wunder als sonstwo, ein jedes Erlengebüsch, jede der wenigen Weidenwiesen, jeder Baum, jede Blume und Pflanze; denn alles, was da ist und aus seinem Samenkorn wurde, gedeiht nur im Kampf mit dem Sand, mit jenem zermahlenden Sendling der Brandung und der Meeresstürme, der die Dünen türmt und der zudecken und wandern will vom Meer zum Haff über die schmale Bank und Wölbung „Nehring“ hinüber.

Wo das bischen Land etwas tiefer liegt, da ist es feucht, da wachsen Schilf und Binsen, Weidengestrüpp und Wollgras, da ist Sumpf. Wo der Wind ein wenig seitwärts vorüberfährt, da durften die Erlen und Birken wagen, ihre Bäumchen eng aneinandergedrängt hochzutreiben. Gleich nebenan aber, wo der Boden etwas höher liegt, ist er ganz und gar sandtrocken, der weißgelbe Sand bleckt, nur das Strandgras, nur was wasserlos haushalten kann, wächst da.

So ist man weitab von der schönen Gunst der dunklen, breiten Erde des Binnenlandes, von den wogenden Feldern und tiefen Wäldern, von aller



Pillkoppen, Kurische Keitelfähne im Hafen,
im Hintergrund die Wanderdüne

fruchtbaren unbedrohten und selbstverständlichen Wohnlichkeit. Wenn man hinübergeht von der See zum Haff, so wird das ein rührendes Erlebnis. Hinter dem nackten Strand und der fahlgrünen Vordüne gaukeln am Sommertag das Pfauenauge und der Feuervogel von Blume zu Blume über die braune Palwe. Ein paar Schritte weiter, und von Busch und Strauch umsäumt heben sich die hohen Stämme der Kiefern zum Nehrungswald, in dem das Wintergrün blüht und die Spinnen im Moos ihre Netze ausgelegt haben. Eine Viertelstunde hierhin oder dorthin, ein paar letzte Birken und Kiefern stehen in zerfetzten Windgestalten vor flachen und welligen Weiten, und der weiße Dünenberg leuchtet schon. Hier beugt man sich hinunter zu einem umgrenzten Erdsfleck mit allerlei wohllichem Gewächs, zwischen dem eine kleine Anke wohnt. Und gleich daneben trägt der nackte Hügel, wenn

nicht aller Wuchs überhaupt aufhört, nur noch ein paar duftende rosarote Polster von Thymian, ein wenig Blau der Sandscabiose und Gelb des Sandstiefmütterchens; das harte grüngraue Gras hat mit seiner nickenden Spitze über Tag einen Kreis im Hin und Her des Windes in den glatten hellen Sand gezeichnet.

Vom Sumpfigen zum Dürren, von der Weite des Blickes über See, Haff und Nehrung zugleich, zum kleinen Bereich eines Gebüschs, eines Schilfsumpfes, eines Wiesenstücks, einer weißen reinen Sandzunge, von der leblosen Ode der Wanderdünen zum rührenden Blühen und Wachsen, von der Wasserwüste, von der Sandwüste zur Lieblichkeit der Mutter Erde wird der Wandernde hin- und hergeleitet. Und wenn er das Kleine sieht, weiß er immer um das große Landschaftsdrama, in dem es lebt. Wenn er das Meer anrollen



Spuren im Dünenfand

hört, liebt er die kleine Anke um so inniger, die da zwischen den Kräutern ihr winziges Reich hat.

*

Der Gast, der so eine neue Freundschaft schließt mit den Geschöpfen, der ein eindringliches Gleichnis von der Gewißheit und Ungewißheit irdischen

Daseins erfuhr, ist damit noch lange nicht am Ende seiner Erlebnisse. Die See hat ihre vielen Gesichter und immer ihre einsame Erhabenheit. Auf der Nehrung, wo alle Landschaft so anders ist, als er sie gewohnt war, wo helles Land gegen dunkles Wasser steht, sind seine Maßstäbe für nah und fern, groß und klein geheimnisvoll aufgehoben. Woran



Die Viehherde von Nidden vor den Wanderdünen

soll er ablesen, ob dort jene sandtahlen Höhen und Täler ferne riesige Berglandschaften sind. Wie soll er die großartige Raumweite der „Haken“, Palmen und Wasserflächen messen. Ist das Sand, aus dem sich die Wanderdüne formt? Die Wolkenschatten huschen über ihre transparenten Flanken. Ob sie steil abfallen, ob sie sich fernhin dehnen, ob sie untastbar zurückweichen, wenn er sie berühren will, es ist ungewiß. Es gibt Tage, an denen Himmel und Wasser und Dünen ineinander ausgehen, und der Mensch, der einem auf dem Dünenkamm entgegenwandert, geradewegs aus dem All oder dem Nichts herüberzukommen scheint.

In der Morgenbrise schweben durch den Duft der Frühe auf dem sonnenbeglänzten Kräuselwasser des Haffs lautlos die heimkehrenden Segel heran. In der Dämmerung des Abends fahren die Reitelkähne wie Wikingerflotten in die dunklen Schatten der Ferne davon. Am Nachmittag stehen die Farben der ge-

schnittenen Wimpel bunt und fest vor dem Wasser. Windstille Stunden löschen das Haff ganz aus, man blickt in eine verzauberte Welt ohne Waagerechte und ohne Grenzen, in der drunten wie droben die Wolken des Himmels schweben. An Sturmtagen aber brandet der volle Wasserschwalm hoch und großartig daher, alles erfüllend mit seiner Wucht und seinem Lärm, und Masten und Segel kämpfen schräg mit den Wellenkämmen.

Wer Farben zu sehen weiß, findet in diesem Land kein Ende mit ihnen. Sie sind licht von geheimnisvollen Spiegelungen, die sogar den schwarzen Teerleib der Boote aufhellen. Sie stehen fein, merkwürdig und eindringlich in den langen Abenden. Himmel, Sonne, Mond, Wolken, Wasser und Dünen treiben vom ersten zaghaften Morgenschein bis in die Nacht ihr Farbenantwortspiel miteinander.

Bei den letzten Häusern der paar kleinen Dörfer geht der Weg ins Kahle und



Curische Fischerfrau aus Nidden

Karge, in die lautlose Weite des Sandes. Hoch oben zieht der Reiher mit schweren Flügelschlägen zum Haff. Die mit dunklen, niedrigen Bergkiefern bepflanzten Dünenrücken schauen ernst und stumm aus der Ferne herüber. Die kahle Düne steht bleich und tot jenseits der braunen Palme. Wer wandert, dem begegnet niemand. Einmal sieht er Pferde, die hier

monatelang Wildpferdsfreiheit haben und dann mit dem Lasso wieder eingefangen werden. Ein Schwarm Nebelkrähen fliegt um die Ruspfen. Und über die weite Einsamkeit blickt mit seinen großen dunklen Augen und seinem Urzeitprofil der Elch.

*

Die Tücher der Frauen im Fischerdorf haben die hellen Farben der Nehrung.

Der Blick der Männer und Frauen schaut in die Ferne. Die Kargheit der Heimat mit den einfachen Holzzäunen um die kleinen Kartoffeläcker, den stillen Kreuzen auf dem Dünenfriedhof, der Kampf ums Leben in den Stürmen, der lange Winter haben die Gesichter ernst, doch auch klar gemacht.

Im dunklen Herbststurm draußen in der Nacht auf dem Haff, in den Einsamkeiten des Sandes, aus den Gebirgen der Wolken und jenseits der verschleierte Weiten aber werden sie mehr gewahr als das greifbar Wirkliche.

Sprach man, von Nidden bis Schwarzort, mit den Fischern in jenen Jahren, als die Grenze drüben hinter der Hohen Düne lag, so hatte die Einsamkeit und

Entlegenheit ihnen Deutschland und die künftige Heimkehr nicht entrückt. Mit jenem Schifferblick, der weit hinausgeht, mit der Gewißheit, die im Langsamen wächst und tief innen sitzt, sprachen sie von der Zeit, die wieder käme.

Da sie karg leben, bedenken und umkreisen sie das Ihre und ihr Auskommen. Aber, was leise und groß um ihre schmale Insel, was in den Wolken und Wasserweiten steht, davon ist auch in ihnen; Gedanken und Zwiegespräche mit dem Gott, dem Schicksal, dem Ganzen des Daseins, wie sie in der Einsamkeit des Winters wachsen, in Nächten draußen im Kurenkahn, und im Sturm, mit dem man seinen Kampf auf Leben und Tod kämpfen muß.

Vermächtnis Des Sängers

Sollt ich einst zur Erde gehen
laßt die Fahne steiler wehen,
wenn ihr glaubt, ich hab gesiegt.
Tragt mich unter eine Kiefer
schreibt auf einen schwarzen Schiefer:
Irdisch war, was hier noch liegt.

Selber ist er auferstanden,
eh ihn diese Bretter banden,
durch die Wälder summt sein Lied,
Hört es und ihr wißt es wieder,
singt, und freudig steigt er nieder
der doch niemals von euch schied.

Herbert Böhme

Tootsch in Posen

Erzählung von Wilhelm Pleyer

Was Posen ist, weiß — zumal heute — ein jeder Deutscher. Über Tootsch aber muß einiges vorausgeschickt werden. Es genügt doch nicht ganz, wenn man sagt, daß damit eine Kartoffelspeise gemeint ist, die anderwärts gebackene Knödeln, Kartoffelpuffer, Stoppelsuch, genannt wird, in Leipzig gebackener Bambus, im Schlesischen Apernasüllsel. Denn seht, ich habe noch keinen Kartoffelpuffer oder Stoppelsuch oder gebackenen Bambus gegessen, der Tootsch gewesen wäre, obzwar alle Köche oder Köchinnen daselbe genommen hatten: rohe Kartoffeln, gerieben, etwas Mehl darein gestäubt, etwas (ganz wenig!) Quark oder Buttermilch dazugegeben, ein klein wenig Zwiebel, Salz und Rümml das Ganze in tierischem Fett, am besten in Schweineschmalz gebraten. Aber auf dieses „mit . . . abschmacken“, darauf kommt es wohl hauptsächlich an, dort liegt der Hase im Pfeffer und der Tootsch in der Pfanne. Hat Phidias gesagt: „Man nehme Marmor“? Im Unwägbareren schwebt auch das Wesen des Tootsches, vielleicht liegt es gar nur am Namen, am Hauch der Heimatsprache; denn davon hat der Tootsch seinen Namen, daß er mit dem Löffel (und in den Ecken mit den Fingern) in die Pfanne getatscht wird — was „tatschen“ bedeutet, mag erraten, wer weiß, was „tätscheln“ heißt. Und eben als Tootsch ist der Tootsch ein Egerländer Stammesgericht, mögen Kartoffelpuffer und Stoppelsuch auch auf den Speisekarten von aller Herren Ländern stehen. —

Es wird mir immer leid sein darum, daß ich nicht mitfahren konnte, als die wolyhniendeutschen Rückwanderer an der deutsch-russischen Interessenzone willkommen geheißten wurden; aber ich hatte schon zweimal wegen Kränklichkeit eine Vortragsreise durch Oberschlesien verlegen lassen und hätte sie nun, im letzten Augenblick, nochmals ablagen müssen, um jener Einladung des Propagandaministeriums zu folgen; ich dachte an all die Vorberei-

tungen so vieler selbstlos arbeitender Volksgenossen, gab mir einen Ruck und sagte nach Berlin ab und verzichtete darauf, Zeuge der Rückkehr der Wolyhniendeutschen zu sein und weit drin im ehemaligen Polen als Egerländer die Stammesgenossen zu begrüßen, die in Wolyhnen sogar geschlossene Dörfer gebildet und manches Brauchtum der alten Heimat treuer bewahrt hatten als diese Heimat selber.

Eine Zeit später durfte ich eine Vortragsreise im wiedergewonnenen Osten machen. Nun sah ich wenigstens einen Teil der Schlachtfelder, auf denen sich die Soldaten des Reiches mit unsterblichem Ruhm bedeckten, und auf denen die prahlenden Häuptlinge der Polen und auch der so hoch veranschlagte General Dred, diese charakteristische Erscheinung der polnischen Strategie, gänzlich versagten. Und auf dieser Reise hatte ich gleich drei Begegnungen mit Egerländern, die mir immer denkwürdig bleiben werden.

Ich gedente zuerst des Kellners in der Bahnhofsgastwirtschaft von Kutno, der mir den Kaffee und die duftenden, öglänzenden Mohnschnitten brachte und bat, gleich kassieren zu dürfen, — in dieser Gegend werde es nämlich so gehalten . . . Und wie er mir ansehen mochte, daß ich keiner von den Zechprellern war, hörte ich seinem einzigen hochdeutschen Satz etwas an, was ein weiteres Wort bedingte; ich sagte: „Sie sind doch Egerländer.“ — „Ja“, sagte er; eigentlich bin ich aus Lemberg; wir sind schon hundertundfünfzig Jahre im Lande; aber ich rede selber noch in der Mundart daheim.“ — „Wir“ sagte der Urenkel nach hundertundfünfzig Jahren; in diesem „wir“ ist das Geheimnis dieses Deutschbleibens im Osten beschlossen. —

In Lihmannstadt hätte ich nicht gar viele Zuhörer gehabt, wenn nicht der „altreichsdeutsche“ Polizeioffizier gewesen wäre, der einmal bei einer Eröffnungsfeier in Karlsbad als Behördenvertreter,

also recht zufällig, mein Zuhörer gewesen war. Nun fügte es ein anderer Zufall, daß er mit einer Hundertschaft Polizeimännern, sämtlich aus der Karlsbader Gegend, nach Lihmannstadt kommandiert war. Als er nun meinen dortigen Leseabend angekündigt fand, meinte er, famos, das sei etwas für seine Leute, eine Art Heimatstunde, da wolle man einmal geschlossen antreten. Und so füllte denn seine Hundertschaft einen großen Teil des Saales. Vorm Eingange begrüßte mich ein Jugendfreund aus der engsten Heimat und der Sohn aus der Nachbarschaft jenes Klumer Bauernhofes, dem meine Mutter entstammt. Und da entschuldigte ich mich bei den Lihmannstädtern einigermassen und beschwor vor den Landsmännern die Bilder und das Leben der gemeinsamen Heimat in einer Stunde des Egerlandes im deutschen Osten. —

In Lihmannstadt wie anderwärts im Warthegau hatte ich Begegnungen mit Baltendeutschen, die mir nicht minder im Gedächtnisse und im Herzen bleiben werden. Da hörte ich von diesen auch hier so rührigen Deutschen, wie sie nach Möglichkeit ihre Heimat übergesiedelt hatten, die Güter und Zeugen der Kultur- und Heimatsschöpfung in Geschlechterfolgen. Ach diese Kolli, die manchmal in so großen Abständen eintrafen, und dabei enthielt doch das eine Kollo das Tischgestell und das andere die Platte, wie sich's eben beim raschen Packen als zweckmäßig ergeben hatte! — „Als unser altes Porzellan kam“, so erzählte Frau Casperson in Lihmannstadt, die Mutter einer zahlreichen Familie, „da legten wir es auf dem Teppich recht groß auf und knieten uns dazu, wir beide und die Kinder. — Das war ein Stück der alten Heimat, und es war wie eine Weihnachtsbescherung.“

Baltendeutsche waren auch die drei hübschen Mädchen, die nach meiner Lesung in Posen zu mir kamen, um mir besonders zu danken. „Wir möchten Ihnen...“, sagte die Sprecherin, und da wußte ich, daß es Baltendeutsche waren. Sie waren Schwestern, worüber ihre Vater- und Mutterähnlichkeit leicht täuschen konnte, und sie waren eigentlich Landsmänninnen von mir: die Eltern stammten aus Nürtschan und Wiesengrund im weiteren Egerlande!

Nun schienen mir die kräftigen Nasen und andere Züge in den jungen Gesichtern recht vertraut.

Beim „nachherigen gemütlichen Beisammensein“ im „Posener Hof“ erfuhr ich noch mehr. Die Schwestern waren noch recht klein gewesen, als die Eltern mit ihnen nach Riga übergesiedelt waren; der Vater war als Ingenieur dorthin gegangen, später war er sein eigener Herr, war er Fabrikant gewesen. Nur bei seiner ältesten Tochter hatte die Egerländer Mundart noch Wurzeln. Aber einige Male war die Sommerreise zu den Großeltern ins Egerland gegangen, und da waren immer neue Bande geknüpft worden, und die Älteste war auch hierin voran: sie hatte einen Egerländer Bräutigam, einen „Toni“ — ihr Gesicht erstrahlte, so oft sie diesen Namen nannte, und sie nannte ihn oft. Dieser Schwester vor allen, aber auch den anderen, die keinen Toni dort hatten, war die Ahnenheimat das romantische Land; in Riga war es schön, zumal im Sommerhaus am Meer... , aber wo die Eltern herkamen, dort flog die Sehnsucht der Kinder hin... .

Der Vater war durch Berufsarbeiten verhindert gewesen, zu meinem Abend zu kommen, und die Mutter mußte das Haus hüten; also konnten mich die Eltern nur grüßen lassen und... es kam nach mehreren Anläufen und kleinen Umwegen heraus: ob ich morgen nicht für ein Stündchen oder zwei kommen könnte, wenigstens zum Mittagessen — wenn ich nur ein wenig Zeit hätte?

Ich sagte, daß ich nichts Besonderes vorhätte, bis zum frühen Nachmittag, an dem ich nach Lihmannstadt weiter mußte, und bestimmt nichts Besseres, als in Posen einmal Tootsch zu essen; denn das sei die Bedingung meiner Zusage: Tootsch, Tootsch in Posen! — —

Zu verabredeter Stunde holte mich Erna, die mittlere der Schwestern, von meinem Hotel ab. Sie trug ein Päckchen, wie es die Zuderbäcker richten; da dachte ich bei mir: Welch eine Überflüssigkeit, wo es Tootsch gibt! Indes... „sie haben sich richtig gerraut, wär den Tootsch machen soll“, versicherte Erna.

Mochte die Aussprache meiner freundlichen Begleiterin noch so eindeutig baltendeutsch sein, je näher wir dem Hause

kamen, in dem mich ihre Mutter und ihre Schwestern erwarteten, destoweniger konnte ich mich dessen erwehren, daß ich mit einem Anflug Egerländer Mundart redete, und nach der herzlichen Begrüßung vermochte ich überhaupt nicht mehr anders zu reden als wöi dahoin.

Und während es bei der Egerländerin eben noch ein Kadebrechen in der Mundart der alten Heimat gewesen war, geschah das kleine Wunder, daß die Heimatlaute aus meinem Munde bei ihr alle die Heimatlaute aus dem Schlummer ferner Erinnerungen riesen, und daß die Frau auf einmal wieder ein vollkommenes Egerländisch redete.

Die Töchter haben in Nürschau, in Riga und in Posen ein Album zur Hand, und so mußte ich mich auch hier eintragen, nachdem ich in eines meiner Bücher eine Widmung für den Toni geschrieben hatte; und in das Album schrieb ich die Zeilen:

„Deſta weita, deſta mäia
Bin ech frauch,
Wenn ech wieda amol häia
Anna Hoimatſprauch.
Ob in Egħa, ob in Poſen
Uf da Foahrt —
Hibſche Noidla, richtecha Roſen,
Eghalanda Dart!“

Nach einer Weile, zur Mittagsstunde, kam auch der Vater, den sonst sein Amt in der Stadt festhielt, und wenn er auch nicht viel Zeit hatte, so wollte er doch an dem Mittagessen teilnehmen.

Zwischen Suppe und Fleischgericht wurde der Footh aufgetragen. „Dös is a“, sagte die Hausfrau und lächelte.

Ja, das war er. Er schmeckte wie bei der Mutter.

Es fügte sich, daß gerade die Rede vom Arbeitseinsatz der Rücksiedler ging; der Vater, ein Mann, dessen Wesen sich in schweigender Freundlichkeit kundtat, bemerkte, Übergänge seien auch nur als solche zu nehmen — er selber schreibe augenblicklich in einem Amte Karten aus, aber das mache nichts. Und die Töchter, die alle drei etwas gelernt hatten und Besseres gewöhnt waren, bekannten sich ebenso fest zu den Plätzen, auf die sie gestellt waren, zum Kontor, zur Schulstube der Hilfslehrerin im Warthegau. Fern waren der Korſo und die Säle von Riga, fern das

schöne Sommerhaus am Meer, so fern wie die Gäßchen von Nürschau und Wiefengrund.

Für eine Weile waren wir alle still, und wir aßen das Egerländer Leibgericht mit dem seltsamen Namen, das Gericht mit den vielen komischen Namen, aber es war uns das Gericht der Heimat, und wir nahmen dieses Mal mit einem stummen, kaum gedachten, um so tiefer gefühlten Verspruch, und davon war die Stille an dem Tisch der beiden Männer und der vier Frauen. —

Erna, die mich abgeholt hatte, geleitete mich auch zum Bahnhof. Sie erzählte von dem Aufbau im wiedergewonnenen Osten, sie erzählte von den schweren Anfängen in ihrer Schule, sie erzählte von dem Haß polnischer Kinder, die einen vierjährigen deutschen Jungen aus dem Garten der elterlichen Villa gelockt hatten, um ihm in einem anderen Garten einen Knebel in den Mund zu stecken, ihn zu fesseln, Laub auf ihn zu häufen und das Laub anzuzünden; das Kind lag zur Zeit mit seinen schweren Brandwunden noch im Spital, ein Opfer, eines von sehr vielen Opfern einer Völkerschaft, deren Zustand Faulheit und Dreck und deren Aufschwung Verbrechen heißt. Aber dieser feindseligen Welt war das Selbstvertrauen, die sieghafte Zuversicht der Deutschen gestellt, diesem Haß trat mit ihren großen, gemessenen Schritten auch diese junge Lehrerin, dieses geruhige, selbstsichere, gläubige Mädchen entgegen.

Ich stieg in den Zug nach Kutno, wir sprachen noch im offenen Fenster miteinander. Der Zug setzte sich in Bewegung. „Nochmals Grüße für zu Hause, und vielen Dank!“ — „Und Sie — grüßen Sie das Egerrland!“ — Wir drückten einander die Hände, sehr fest, wir hielten uns an den Händen wie ein liebendes Paar, aber was wir liebten, stand hoch über uns, — so ging das Mädchen mit seinen großen, gemessenen Schritten nebenher, bis der Zug nach Kutno Fahrt bekam.

Und sie wandte sich in ihrer entschiedenen Art und ging zurück, dem Ausgang des Bahnsteiges zu, ohne sich noch einmal umzuwenden, und schritt bedachtſam die Stiege hinunter, zurück in den heiligen Alltag des deutschen Ostens.

KULTURSPIEGEL DES OSTENS

Theater im Generalgouvernement

Krakau, im Juli 1941.

Im Monat Juni ging die erste Spielzeit des Staatstheaters des Generalgouvernements in der Hauptstadt Krakau zu Ende. Seine Eröffnung stand im Zeichen des geschichtlichen Ringens um die Lebensrechte des deutschen Volkes. In Krakau, der von deutschen Künstlern durch Jahrhunderte hindurch so überreich gesegneten und so seit je aufs engste mit dem deutschen Kulturschaffen verbundenen Stadt, hat das Staatstheater die besondere Prägung eines stolzen Vorpostens der geistigen deutschen Weltmacht einzuhalten. Diese Worte gab Generalgouverneur, Reichsminister Dr. Frank, der Schöpfer des Staatstheaters und eifrige Förderer der Kunst und Künstler der neuen deutschen Bühne mit auf den Weg.

Mit dem Schirmherrn des deutschen Theaterlebens, Reichsminister Dr. Goebbels, nahm u. a. auch der Präsident der Reichstheaterkammer, Reichskulturkenner Rörner an der feierlichen Eröffnungsvorstellung vor einem Jahre teil. Er schreibt in Erinnerung an jene Eindrücke: ... „In der Fremde lieft man's anders!“ könnte man in Abwandlung einer Schillerschen Redewendung sagen, wenn man seinen ersten Eindruck von einem Theatererlebnis im Generalgouvernement beschreiben sollte. Das Theater bringt den Deutschen dieses Gebietes die Heimat in ihren wesentlichen Erscheinungen nahe und immer erneut zum Bewußtsein. So hatte es seinen besonderen Sinn, daß man das Staatstheater des Generalgouvernements ein Jahr nach Kriegsausbruch mit „Agnes Bernauer“ eröffnen konnte. Was dem Deutschen im Reich seit langem zur guten Gewohnheit wurde — seine Dichter zu hören —, inmitten eines fremden Menschengeschlages wird es durch die lebendige Darstellung eines guten Theaters zum festlichen Ereignis und darüber hinaus oft zu einem Akt repräsentativer Haltung.

Aber der Geist des strengen Norddeutschen Hebbel aus der entgegengesetzten Ecke des Reiches war in Krakau — und hier ist die Stadt und ihre Atmosphäre mitverstanden — kein Fremder. Krakau, die Hauptstadt des Generalgouvernements und der vom Generalgouverneur bestimmte Sitz des Staatstheaters, ist eine deutsche Stadt. Die hochdeutsche Dichtung, die alte Universität (an der auch Faust weilte), die deutsche Kunst erlebten hier frühe Blüten und gaben der Stadt auf immer das Gesicht, in das sich nun das Staatstheater als ein wesentlicher Zug deutscher Ausdrucksmöglichkeit einfügt.

Und in der Tat — der vom Generalgouverneur bestellte Intendant Friedrich-Franz Stampe kann über ein erfreulich erfolgreiches Aufbaujahr berichten. Groß waren die Schwierigkeiten auch auf den Brettern, die hier erst recht eine Welt bedeuten. Sie sind gemeistert worden. Der Spielplan legt darüber bezeichnendste Rechenschaft ab: Es wurden 20 Schauspielpremieren, ein Bunter Abend, ein Gesamtgastspiel der Wiener Staatsoper („Entführung aus dem Serail“), ein Operettengastspiel („Vetter aus Dingsda“), sowie ein Gastspiel der königlichen italienischen Oper der Stadt Florenz („Heimliche Ehe“) herausgebracht. Dazu kommen 5 Sinfoniekonzerte und 3 volkstümliche Konzerte mit bekannten Gästen als Solisten — Kammerjangerin Tiana Lemnis, Margarethe Vogel, Professor Hoelscher, Rudolf Bodelmann, Hans Fidesser und Karlheinz Kayser — sowie 4 Rundfunkkonzerte. Auch eine Reihe von Staatsakten und kammermusikalische Veranstaltungen brachten dem unter der Leitung von Hans Antolitsch stehenden Orchester Lob und Würdigung ein. Für die Wehrmacht, H und Ostbahn fanden geschlossene Vorstellungen statt, insgesamt über 100 Aufführungen. Durchschnittlich konnte jedes Stück fünfmal gegeben werden. „Krach um Jolanthe“ erlebte 14 ausverkaufte Häuser, „Ratte“ und „Agnes Bernauer“ je 10 gutbesuchte Vorstellungen. Der „Vetter aus Dingsda“ ging in zwei Wochen siebenmal über die Bretter. Unsere italienischen Gäste erfreuten uns in zwei Tagen mit drei hervorragend gestalteten Operngastspielen. In den beiden letztgenannten Stücken war das Staatstheaterorchester eingeseht. Lublin bespielte das Staatstheater achtmal, Deutsch-Przemysl fünfmal, Reichshof viermal, in Warschau fanden fünf Aufführungen von „Agnes Bernauer“ statt.

Das schöne Haus in Krakau ist im Jahre 1893 als städtisches Theater erstmalig bespielt worden. Deutsche Aufführungen fanden nicht statt. Es hat polnische Vorstellungen bis zum 15. November 1939 gegeben. Die ersten Gastspiele eines deutschen Theaters fanden am 31. Oktober und am 13. November 1939 statt, und zwar brachte das Oberschlesische Landestheater Beuthen zuerst: „Straßenmusik“, dann „Drei Wochen Sonne“ in das damalige „deutsche Theater Krakau“. Es folgte die Frontbühne „Oberland“ mit drei Aufführungen von „Kajetan Mіндеlein“, nochmals Beuthen mit „Flitterwochen“, die sogar wiederholt werden

mußten. Am 16. und 17. Dezember erfreuten die Wiener Philharmoniker mit einem Konzert. Am 17. Januar gastierte die Wiener Komödie mit „Unser Träume“, während am 30. Januar die „Schlesische Philharmonie“ ein Festkonzert gab. Am 16. Februar wurde ein Ballettabend der Wiener Volksoper und am 19. Februar ein Gastspiel der Breslauer Oper mit „Barbier von Sevilla“ veranstaltet. Der 12. März sah das „Berliner Kammerorchester“ nachmittags und abends im Theater.

Die nächsten Gastspiele gingen bereits unter der Leitung des Intendanten Friedrich-Franz Stampe vor sich. So besuchte am 12. und 13. April das Breslauer Schauspiel mit den „Drei Eisbären“ Krakau. Nach einem zweiten Gastkonzert der Wiener Philharmoniker folgte ein Gesamtgastspiel der Wiener Staatsoper mit „Figaros Hochzeit“. Am 13. Mai führte das Breslauer Schauspiel „Heimlichkeiten“ auf, am 4. Juni konzertierten die Wiener Symphoniker und am 1. Juli kamen zum vierten Male die Darsteller der Frontbühne Oberland mit ihrem „Kajetan Müdelein“. Damit waren die Gastspiele beendet; der Umbau und Ausbau der Bühneneinrichtungen setzte ein, um am 1. September 1940 der Eröffnungsvorstellung des Staatstheaters und damit der ersten Spielzeit eines ständigen deutschen Theaters in Krakau Tor und Tür zu öffnen.

Mit den Premieren von Kleists „Zerbrochenem Krug“ und Schillers „Wallensteins Tod“ klang die erfolgreiche erste Spielzeit nun aus. In ihrem Verlaufe erzielte sich das Staatstheater bei allen Deutschen dieses Raumes steigender Beliebtheit. Das ist — wie die Intendanz mit Genugtuung vermerkt — auch an den Einnahmeziffern abzulesen.

Die Aufbauarbeit der repräsentativen Bühne des Generalgouvernements wird planmäßig fortgesetzt. In der nächsten Spielzeit bereits sind alle Kunstgattungen vertreten: Oper, Operette, Tanz- und Schauspiel. Das Personal ist verpflichtet; die notwendigen Umbauarbeiten sind in die Wege geleitet

worden. Über den voraussichtlichen Spielplan kann soviel gesagt werden: Alle neu-engagierten Opern- und Operettenkräfte wurden unter dem Gesichtspunkt gewonnen, daß sie sich künstlerisch gegenseitig ergänzen. Trotz des zahlenmäßig begrenzten Personals darf mit Sicherheit zum Ausdruck gebracht werden, daß die Oper Werke wie etwa „Freischütz“, „Don Juan“, „Cavalleria Rusticana“ und „Bajazzo“, sowie Werke Lehárs ohne weiteres, unter zeitweiliger Zuhilfenahme weniger Gäste, bewältigen kann. Die Operette soll ganz unter dem Leitwort: „klassische“ Operette stehen. Strauß, Lehár, Zeller — um nur einige weltbekannte Namen zu nennen — werden ihr das Gesicht geben. Das Schauspiel wird selbstverständlich nicht zuletzt seine Position ausbauen und bemüht sein, nach und nach wesentliche Stücke der klassischen und modernen Literatur, letztere nach Möglichkeit mehr als bisher, in seinen Spielplan aufzunehmen.

Der Intendant Friedrich-Franz Stampe hat anläßlich der Vollendung der ersten Spielzeit zur Erinnerung an die schwierige, aber auch so erfolgreiche künstlerische Aufbauarbeit ein Jahrbuch herausgebracht, in dem seine Mitarbeiter mit erlebnisreichen Schilderungen zu Wort kommen und das Isabell Brand mit allerliebsten Skizzen ausgestaltete. Aus der vielseitigen Rückschau dieses Jahrbuches fügt sich auch unser Überblick zusammen.

Der Dank für die Durchführung der bisherigen Arbeit und für den Ausbau und Aufbau der zukünftigen Planung gebührt in erster Linie — wie Intendant Friedrich-Franz Stampe herausstellt — dem Schöpfer des Staatstheaters des Generalgouvernements, Generalgouverneur, Reichsminister Dr. Frant.

Möge das Staatstheater des Generalgouvernements getreu seiner Verpflichtung als führende Bühne dieses Raumes stetig organisch weiter wachsen und sich immer intensiver zu einem kulturellen Ausstrahlungspunkt des Ostens entwickeln.

B. H. H i r c h e.

Die Theater in Polen

Ein verheißungsvoller Spielzeitabschluss

Posen, Anfang Juli.

Die Posener Theater haben ihre erste Spielzeit im wiedergewonnenen deutschen Posen Ausganges Juni beendet. Die Bilanz dieser ersten Saison hat ein durchaus befriedigendes Ergebnis gezeigt sowohl auf seiten der Darstellenden, wie auf seiten der Empfangenden. Diese Feststellung ist für Posen besonders wertvoll; denn hier hat das Theater eine wesentlich verantwortungsvollere Aufgabe zu erfüllen als es anderwärts im Reichsgebiet der Fall ist. Die in diesem Gau aus der Fremde zusammengeführten deutschen Menschen müssen in

ihrem überwiegenden Teil erst mit den Schöpfungen der deutschen Kunst vertraut gemacht und für sie gewonnen werden. Es verdient daher volle Anerkennung, daß die Intendanz der Posener Theater in Erkenntnis der gestellten Aufgabe bewußt Verzicht darauf geleistet hat, unter Ausnutzung der besonderen kulturellen Stellung des Gaues mit künstlerischen Experimenten das Interesse eines weit größeren Kreises als des Gangesgebietes auf sich zu lenken. In schätzenswerter Zurückhaltung hat man sich darauf beschränkt, dem neuen deutschen Volkstum zunächst alte, bewährte deutsche Kunstwerke

näherzubringen; und es ist — das muß bei einer abschließenden Betrachtung besonders hervorgehoben werden — größter Wert darauf gelegt worden, in sorgfältigster Kleinarbeit eine musterzügliche Wiedergabe der Werke zu erzielen, um durch künstlerische Qualitätsleistungen das Einfühlungsvermögen noch zu verstärken. Diesen Bestrebungen hat das gesamte Ensemble willig und freudig Folge geleistet.

Wenn man für etwas Neues Verständnis erwecken will, so kommt es darauf an, zunächst das Auge zu gewinnen, weil es leichter empfänglich ist. Es ist daher in den Posener Theatern großes Gewicht auf die Ausgestaltung der Bühnenbilder gelegt worden. Diese Bestrebungen wurden begünstigt durch das Engagement von Bühnenbildnern, die sich während ihrer Tätigkeit an führenden Theatern des Reiches schon einen Namen erworben haben. Bei ihrem Schaffen kam den Künstlern zugute, daß sie nicht durch das Vorhandensein eines alten Fundus behindert waren, sondern in voller Freiheit neu schöpfen konnten. Sie haben das in sie gesetzte Vertrauen nicht enttäuscht; die Ausgestaltung der Bühnenbilder in den Posener Theatern während der vergangenen Spielzeit braucht sich vor einem Vergleich mit den Theatern in der Reichshauptstadt nicht zu scheuen. Das ist wiederholt von prominenten Gästen aus dem Reich anerkannt worden. Bei einer rückschauenden Betrachtung über die künstlerischen Leistungen während der vergangenen Saison muß das Schauspiel an die Spitze gestellt werden. Nach einer leichten Unsicherheit zu Beginn hat sich das Ensemble bald zu einer wirkungsvollen Einheit zusammengespield, so daß in Posen auf diesem Kunstgebiet keinerlei Wünsche offen stehen. Den Höhepunkt der künstlerischen Ereignisse beim Schauspiel bildete die Aufführung von Ortners „Isabella von Spanien“. Dem neuen deutschen Volkstum wurden in diesem Stück zum ersten Male in künstlerischer Form Probleme vor Augen geführt, die sich aus dem Gegensatz zwischen einem internationalpolititierenden Klerikertum und einem erwachenden Nationalbewußtsein ergeben. Es kann mit Genugtuung festgestellt werden, daß dem Werke auch von seiten der deutschen Rückwanderer große Beachtung geschenkt wurde. 16 gut besuchte Aufführungen geben dafür den sichtbaren Beweis. Den größten Anteil an dem Erfolg dieses Werkes auf der Posener Bühne hatte Margarete Melzer, die die Titelpartie verkörperte. Auch bei den späteren Aufführungen hat sich erwiesen, daß die Intendanz mit dieser Künstlerin, die über Wien und Berlin den Weg nach Posen gefunden hat, eine Tragödie von Format gewonnen hat. Die Posener Kunstgemeinde würde sie nur ungern scheiden sehen. Im Kleinen Haus war die Glanzleistung der Saison Goethes „Clavigo“. Daß dieses der heutigen Zeit recht fernstehende Werk immerhin acht Aufführungen erleben konnte, dürfte ausschließlich der ausgezeichneten Wieder-

gabe unter der Regie des Intendanten Karl Peter Henjer zu danken sein. Die Oper nahm im Kleinen Haus mit Mozarts „Entführung aus dem Serail“ einen verheißungsvollen Auftakt. Das ist während der Posener Kulturtag auch von den zu Gast weilenden führenden deutschen Kulturschriftleitern bestätigt worden. Die Wirkung der musterzüglichen Aufführung wurde noch durch den intimen kammerstückartigen Charakter des Kleinen Hauses erhöht. Die große Oper brachte als eine Art Festaufführung Richard Wagners „Lohengrin“ heraus. Es zeigte sich auch hier bei allen Beteiligten der beste Wille. Doch waren gegenüber dem grandiosen Opernbeginn im Kleinen Haus einige Lücken sowohl im Orchester, wie im Gesang und Spiel deutlich spürbar. Aber das sind Mängel, die nicht nur in Posen, sondern auch anderorts bei gleichrangigen Theatern in Erscheinung getreten sind, und die mehr in allgemeinen Umständen ihre Begründung haben dürften. Eine besondere Pflege haben an den Posener Theatern die Operette und das Lustspiel gefunden. Ihnen waren allein 100 von insgesamt 209 Aufführungen während der dreimonatigen Spielzeit gewidmet. Bei der Operette stand „Wiener Blut“ — lebendig im Spiel und prachtvoll in der Ausstattung — mit 19 Aufführungen an der Spitze. Bei einer rückschauenden Betrachtung auf die vergangene Spielzeit ist es in Posen angesichts der besonderen Lage der Bevölkerungsverhältnisse erforderlich, auch einen Blick auf das Theaterpublikum zu werfen. Und da ist festzustellen, daß hier noch nicht ein fester Theaterkreis vorhanden ist, wenigstens nicht in dem Sinne, wie er im Altreich in der Form der Premierengemeinde zum Ausdruck kommt. Das mag zum großen Teil daran liegen, daß in Posen die Entwicklung noch zu sehr im Fluß ist, als daß sich heute schon feste Formen bilden und abzeichnen können. Bei der Beurteilung des Theaterpublikums darf auch nicht übersehen werden, daß man anfangs gewisse Fehlschlüsse hinsichtlich der Kunsteinstellung des baltischen Deutschlands gezogen hat. Man hat das baltische Element, das in Posen eine starke Mehrheit bildet, als außerordentlich kunstverständig und kunstfreudig in Rechnung gestellt. Das ist ohne Frage richtig, aber doch nur bedingt richtig, insofern nämlich, daß durch das jahrhundertelange Leben in der Fremde die Geschmacksrichtung doch anders verlaufen ist als innerhalb der Grenzen des Reiches. Es war deshalb, um es nochmals zu betonen, eine sehr kluge Maßnahme der künstlerischen Leitung der Theater zu Posen, daß sie sich von jedem künstlerischen Experiment ferngehalten hat. Es ist damit eine wertvolle Erziehungsarbeit geleistet worden, die bereits in der knappen Spielzeit von drei Monaten sehr gute Frucht getragen hat und sich später noch mehr auswirken wird, wenn man es noch einige Zeit bei solch weiser Beschränkung bewenden läßt. R. Schimig.

Bücher - über und für den Osten

In der Buchreihe „Die deutschen Gaue seit der Machtergreifung“ erschien im Junker- & Dünhaupt-Verlag, Berlin, ein Arbeitsbericht vom Aufbauwerk im deutschen Osten „Der Reichsgau Danzig-Westpreußen“, der den Danziger Gaupropagandaleiter Wolfgang Dierverge zum Verfasser hat.

Das Buch ist, wie der Reihentitel sagt, keine Monographie Westpreußens, sondern ein Aufbaubericht bisher geleisteter Verwaltungsarbeit, der bereits nach einem einjährigen Bestehen des Gaues gegeben werden konnte. Sein Zweck ist in den einleitenden Worten des Gauleiters und Reichsstatthalters Albert Forster kurz dahingehend umrissen, daß der Parteigenossenschaft des Reichsgaues ein Überblick über ihre Arbeitsleistung, den Volksgenossen im Altreich durch diese knappe Zusammenfassung ein Bild von der Aufbauarbeit im deutschen Osten vermittelt werden soll. Nach summarischen Angaben über Grenzen, Lage und geographische Verhältnisse wird eine bevölkerungspolitische Entwicklung im Laufe der Geschichte skizziert, der eine kurze Geschichte der NSDAP. in Danzig und die Schilderung der Befreiung Danzigs folgt. Den weitaus größten Raum nehmen die von den einzelnen Dienststellen und Behörden gegebenen Tätigkeitsberichte des ersten Aufbaujahres im Reichsgau Danzig-Westpreußen ein, in deren Rahmen die Partei mit ihren Gliederungen, die Verwaltungen mit ihren einzelnen Sparten, die Reichsbehörden usw. zu Worte kommen. Dem Kulturleben des Gaues ist ein besonderes Kapitel gewidmet und der westpreußischen Wehrmacht eine erste Würdigung gegeben. Neben den genannten Dienststellen sind bei der Zusammenstellung des Buches die Referenten des Reichspropagandaamtes Danzig-Westpreußen beteiligt gewesen.

Die Schrift wird dort von Interesse sein, wo man sich ohne überflüssige Sucharbeit von den Grundelementen und -problemen eines jungen Gaues unterrichten will und einen Überblick über seinen Verwaltungsorganismus sucht. Bei einer Neuauflage wäre neben einem umfassenden Eingehen auf die ganz draußen vorgelassenen volkstumspolitischen Probleme die Beseitigung von einigen kleinen Fehlern im geschichtlichen Teil zu begrüssen. So hat sich u. a. Danzig nicht 1440, sondern 1454 der polnischen Krone unterstellt, Westpreußen ist 1772,

nicht 1791 an Preußen gefallen, der Ausspruch Friedrichs des Großen (S. 23) wäre vollständig zu zitieren, Max Grünau ist am 20. Mai 1939 (nicht 20. August) erschossen worden. Kramhals.

+

Die Zuteilung des Regierungsbezirks Zichenau und des Kreises Suwalki zu Ostpreußen sowie die Eingliederung des alten Dobriner Landes, der Kreise Leipe (Lipno) und Kippin in den Reichsgau Danzig-Westpreußen, veranlaßte die dort eingesetzten Träger der Verwaltungen, Einrichtungen, Organisationen, sich auf das genaueste mit diesen Landschaften zu befassen, die abgesehen von einigen Spezialisten und den Ansässigen nur wenigen wirklich bekannt waren. Der Ruf nach einschlägiger Literatur über das Land, seine Bewohner und seine Geschichte ist daher sehr bald erhoben worden. Der Umstand, daß das Dobriner Land vor und nach 1400 Teil des Ordensstaates und das Zichenauer Gebiet vor und nach 1800 schon einmal dem preussisch-deutschen Staate eingegliedert waren und daß beide eine nicht unbeträchtliche deutsche Bevölkerung aufweisen, konnte das allseitige Interesse nur erhöhen.

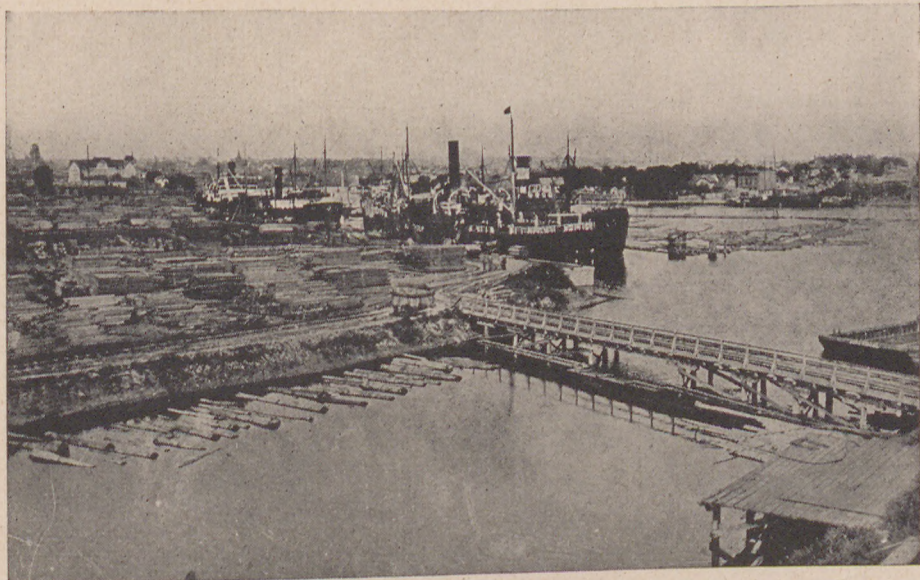
Gewiß konnte diese rege Nachfrage nicht von heute auf morgen eine zusammenfassende deutsche Monographie dieser Landschaften entstehen lassen. Aber schon eine Bibliographie konnte gute Dienste leisten und darum ist die Arbeit von Dr. Ernst K e i t e l „Bibliographie zur Landeskunde der zum Regierungsbezirk Zichenau, Kreis Suwalki, Kreis Lipno, gehörenden ost- und westpreussischen Gebiete“ eine sehr begrüßenswerte Erleichterung jealicher künftiger Forschungstätigkeit an diesen Landschaften. Darüber hinaus wird sie vor allem von den Trägern der deutschen Aufbauarbeiten in diesen Landschaften begrüßt und zur Hand genommen werden können. Die Bibliographie wurde von der Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte herausgegeben und erschien zunächst in den „Altpreussischen Forschungen“ (17. Jahrgang, 1940 S. 2). Sie lehnt sich an die Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens an und umfaßt mit fast 1900 Titeln nahezu alles Schriftgut das Forschung, Lehre und Praxis über die Süd- und Südostzone von West- und Ostpreußen benötigen. Kramhals.

DANZIG

GOTENHAFEN



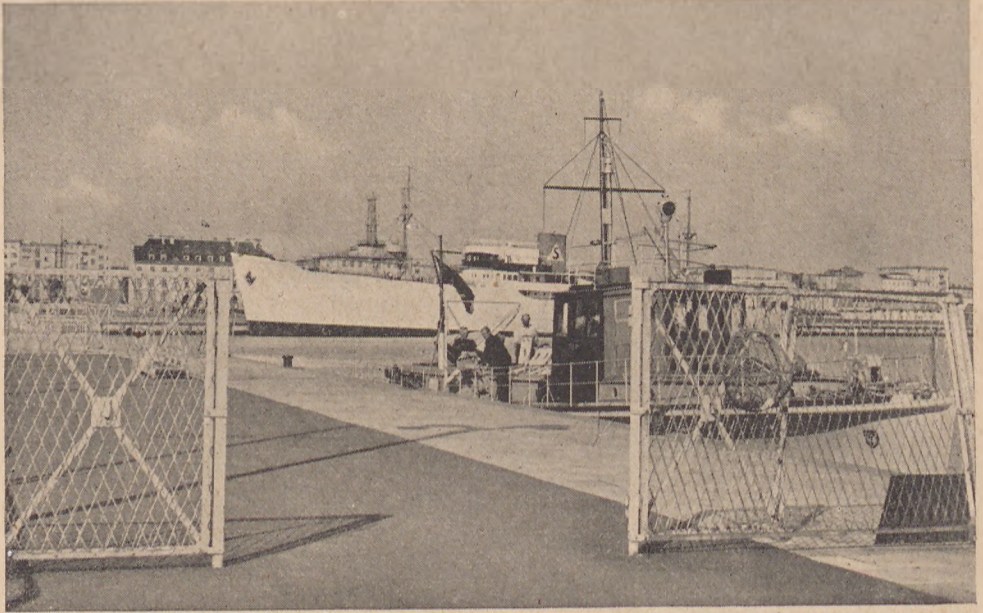
*Der deutsche Großhafen
von weltbekannter Leistungsfähigkeit*



BERGFORD
HOLZ-SPEDITIONS- UND LAGER-BETRIEBE
Inhaber Wilhelm Johannes
HOLZ-IMPORT, HOBELWERK
Danzig, Weißhöfer Außendeich 5

Gotenhafen

die aufstrebende Stadt mit günstigen
Entwicklungsmöglichkeiten für Handel, Handwerk und Industrie
Auskunft: Verkehrs- und Werbeamt der Stadt Gotenhafen



HELMSING & GRIMM

Reeder und Schiffsmakler

Danzig

Gotenhafen

Langgasse 16, Telefon 27735/36

General-Litzmann-Platz 11, Tel. 4240

Drahtwort: „Helmsing“



Seit 1858 im Dienst des Danziger Hafens:

F. G. REINHOLD

Schiffsreederei und Schiffsmakler

Vertretung bedeutender Dampfer-Linien

Abfertigung von Seeschiffen aller Art

BERGTRANS

SCHIFFFAHRTS-AKT.-GES.



Schiffsmakler und Linien-Agenten
Stauerei
Kohlenexport / Bunkerkohlen
Passagier-Verkehr
Havarie-Agenten

DANZIG, LANGER MARKT 3

Telefon 225 41 (13 Linien) · Telegr. Bergtrans
Zweigkontor GÖTENHAFEN, Pillauer Str. 3 · Telefon 2757 und 4861

„ARTUS“

Danziger Reederei- und Handels-Akt.-Ges.

Telegramme: „ARTUS“

DANZIG

Sammelruf: Nr. 21541

NEUFAHRWASSER, Weichselstraße 8-9, Fernsprecher 35166

GÖTENHAFEN, Pillauer Straße 3, Fernsprecher Nr. 40 61

Schiffsmaklerei - Hafenspedition - Stauerei - Bunkerkohlen



John Geo. Steppat

Holzimport

DANZIG

Büro: Zoppot, Südstr. 10
Telefon: 516 70 und 510 86

Walter Kroll, Danzig

Büro: Hansaplatz Nr. 14, Fernsprecher
22509 und 22609

Lager: Strohdreich, Nehrunger Weg 11-13
Fernsprecher 23835

Telegr.-Adresse:
22509 Kroll, Danzig

HOLZ Groß-Ein und Ausfuhr-Handel
.....
Rammpfähle, Rund- und Schnittholz

Lederwaren- und Hosenträgerfabrik
Helmuth Kluge, Danzig

Mündhengasse 23 – Fernsprecher Nr. 27832

Abt.: **Fabrikation**; Abt.: **Lederwaren-Großhandel**; Abt.: **Fabrik-Vertretungen**.

Heinrich Röder, **Damentaschen**, Bergen-Enkheim; Paul Gräfendorf, **Bastfaschen**, Schlotheim i. Th.; Schwarze & Sohn, **Metallwaren**, Haan i. Rhld., u. a.



*Blift komozn Hüdinnom
Blendax zrobinom!*

**Blendax
Zahnpasta**

25
A

45
A

preiswert und doch beste Qualität

7/32

BLENDAX-MAINZ · R. SCHNEIDER & CO.

ARTUR ENGELHARDT, DANZIG

Abt. A

Apothekenbedarf
Medizinflaschen
Standgefäße mit eingedr. Beschriftung
Glasgeräte, Trichter
Mensuren usw., Glasballons
Gärflaschen, Kork- und Spunde
Vierka-Weinhefen und Einmacheartikel
Garantol-Eierkonservierung usw.

Abt. B

Jenaer feuerfestes Glasgeschirr
Konservengläser
Kelch- und Tischglas
Porzellan
Steingut
Lampen, Zylinder, Dochte
Verdunster für Heizungen
usw.

Lieferung erfolgt nur an Wiederverkäufer

Großhandlung für Apothekenbedarf und Wirtschaftswaren

Kiebitzgasse 3, Ruf 263 32 und 263 33



Neustadt

In schönster landschaftlicher Lage, unweit der See, verkehrsgünstig an der Ostbahn Berlin-Stettin-Danzig-Königsberg und an der Reichsstraße 2 (45 km bis Danzig, 24 km bis Gotenhafen) gelegen, Schnellzugstation

empfeht **Industriegelände**

mit eigenem Gleisanschluß, in unmittelbarer Nähe von Siedlungen und Siedlungsgelände, durch Straßen erschlossen,

geeignet **für Industrien aller Art**

Elektrisches Licht und elektrische Kraft, Gaswerk, Kanalisation, Wasserkraft und Wasserleitung vorhanden. Reicher Waldbestand.

Volksschulen, Hauptschule, Oberschule, Fortbildungsschule, Landwirtschaftsschule, Freibad und Warmbad am Platze.

Auskunft erteilt der

Amtskommissar Neustadt Reichsgau Danzig-Westpreußen, Adolf-Hitler-Platz

Anglas

SCHOKOLADE
PRALINEN
KAKAO

OBST- UND GEMÜSE-

Telegramm-Adresse
„FRUCHTLUCKS“



Telefon: 232 32 und 232 09
Nach Büroschl. Lucks 232 09

Ernst Lucks
DANZIG

Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler

e. G. m. b. H.

DANZIG



Milchkannengasse 12

Kolonialwaren- und Lebensmittel-Großhandel

Herbert Farnell

Import-Export von Südfrüchten, Obst, Gemüse

DANZIG, LANGER MARKT 38

Telegramm-Adresse: „Fruchtimport“ - Telefon: 22673 und 22674

Albert Diener

Kolonialwaren-Import und -Export

DANZIG

GÖTZEN

ORIGINAL DANZIGER LIKÖRE

Kurfürstlicher Magen

Danziger Goldwasser

Danziger Bowke



Julius von Götzten, Fabrik Original Danziger Liköre, Danzig

KARL ORTMAN
IMPORT UND WAGGONBEZUG ÜBER
DANZIG

DAS TOR ZUM OSTEN

DANZIG
Hundegasse 95
Fernruf
27270, 288 03

Draht: Ortmar
Waggon-Anschrift:
Bergsped
Danzig-Leegestor



GEORG BRÜCKNER, DANZIG

Import
und Großhandel
Gegründet 1908



Goldene Medaille

Hopfengasse 105

Telefon 233 21/22

Telegr.-Adr.: „Feinkost“

Delikatessen - Kolonialwaren - Markenartikel

Carl Voigt

Kolonialwaren-Großhandlung

DANZIG

Fischmarkt Nr. 37/39

Gebr. Krasemann, Danzig

Briefanschrift: Langer Markt 12/13 - Drahtanschrift: Krasema

Ruf: 23218, 23618

Bahnanschrift: Danzig-Leege Tor

Einfuhr und Waggonbezug von frischem Obst, Gemüse, Südfrüchten

HANS SCHACHT & CO.

Holzgroßhandlung

DANZIG

Holzexport und Handelsgesellschaft Paetz & Co.

Holz-Großhandel, Export u. Import

DANZIG

Hopfengasse Nr. 33

Telegramm-Adresse: Holpa

Telefon Nr. 25008

Danziger Holzinteressen W Schoenberg & Co.

DANZIG, HANSAGASSE 2

Telefon: Sammel-Nummer 26941 - Ferngespräche 28816 und 26944
Telegramm-Adresse: Schoenberg

Sägewerke in Danzig und im Generalgouvernement

Schwellen, Kleinbahnschwellen, Rundholz, Telegrafens-
tangen, Schnittmaterial

Spedition

Lombard

Holzgroßhandlung

GERHARD STEPPAT, DANZIG

Frauengasse 53 (An der Marienkirche)
Telefon: 21704 (nach Büroschluß 41769)

Trockene, gepflegte **Laubhölzer** in allen Holzarten

In- und ausländische **Sperrhölzer - Furniere - Holzfaserplatten**

Läger: Danzig-Strohdeich / Danzig-Kaiserhafen

Johannes Marquardt Nachf.

Lackfabrik

DANZIG

Ruf: Sammelnummer 22351

Gegr. 1893



Rilo-Lacke



KONSERVEN MARMELADEN

Degner & Jlgner

Inh. Percy Jlgner

Danzig, Englischer Damm Nr. 1



Danziger Mechanische Weberei

G. m. b. H., Groß-Zünder · Telefon 229 95 und Groß-Zünder 33

Fabriklager: Danzig, heilige-Geist-Gasse Nr. 117

Walter J. W. Siebert

Danzig, Milkannengasse 9

**Großhandlung technischer Bedarfsartikel
für Industrie, Handwerk und Landwirtschaft**

Fernruf 24788/89 - Gegründet 1919

Ausstellung „Bauten der Technik 1929“ - Bronzene Staatsmedaille

Emil A. Baus

Danzig, Große Gerbergasse 6/7

Werkzeuge – Maschinen – Eisenwaren

A. W. KAFEMANN Graphischer Großbetrieb

Danzig, Ketterhagergasse 3/5 Verlagsbuchhandlung

Fernsprecher 275 51 Adreßbuchverlag



Reclam

die größte Wissensquelle der Welt

Reclams Universal-Bibliothek

bringt seit 74 Jahren in über 7400 Werken das beste Schrifttum aller Zeiten und Länder zu billigstem Preise. Keine andere Buchreihe — auch nicht in einer anderen Sprache — weist eine auch nur ähnliche Reichhaltigkeit auf. Ein Querschnitt durch Reclams Universal-Bibliothek:

- | | | | |
|-------|--|----------|---|
| Nr. 1 | Faust (Joh. Wolfgang von Goethe) | Nr. 3010 | Verfassung von Athen (Aristoteles) |
| 5 | Romeo und Julia (William Shakespeare) | 4741 | Mozart auf der Reise nach Prag (Mörike) |
| 47 | Die Jungfrau von Orleans (F. v. Schiller) | 6617 | Bahnwärter Thie' (Gerhart Hauptmann) |
| 91 | Der zerbrochene Krug (H. v. Kleist) | 7070 | Die Goldschlucht (Jack London) |
| 93 | Peter Schlemihl (A. v. Chamisso) | 7289 | Wie ich liegen lernte (Wolfg. v. Gronau) |
| 381 | Bilderbuch ohne Bilder (H. Chr. Andersen) | 7328 | Advent im Hochgebirge (G. Gunnarsson) |
| 464 | Doge und Dogaresse (E. T. A. Hoffmann) | 7334 | Wildes, heiliges Tibet (Sven Hedin) |
| 927 | Das Gastmahl oder Von der Liebe (Platon) | 7345 | Das Bernsteinherz (Agnes Miegel) |
| 1019 | Ausgewählte Skizzen (Mark Twain) | 7369 | Das schnellste Schiff der Flotte (G. Fock) |
| 1130 | Die Macht des Gemüts (Immanuel Kant) | 7393 | Geschenk eines Sommers (Cécile Lauber) |
| 1602 | Carmen (Prosper Mérimée) | 7423 | Unvergängliche Erinnerung (R. G. Binding) |
| 1703 | Seltene Geschichten (E. A. Poe) | 7444 | Der dünnste Sibirjak (Bruno Brehm) |
| 2354 | Aus d. Leben eines Taugenichts (Eichendorff) | 7460 | Die Liebe der Charlotte Donc (W. v. Scholz) |

Jede Nummer kostet nur 35 Reichspfennige

„Reclams Universal-Bibliothek ist der größte Verlegergedanke neuerer Zeiten, der eine alles umfassende Handbücherei schuf.“
Josef Nadler in „Literaturgeschichte des deutschen Volkes“.

Falls Reclams Universal-Bibliothek und Auskünfte hierüber am Orte nicht erhältlich sein sollten, fordere man Kataloge, Prospekte und Nachweis von Bezugsquellen direkt vom Verlag

PHILIPP RECLAM JUN. LEIPZIG



Sülzner & Fleischer

GROSSHANDEL IN GARNEN, KURZ- U. MODEWAREN,
STRÜMPFEN, WIRK- U. STRICKWAREN, HANDSCHUHEN,
WOLL- U. BAUMWOLLSTOFFEN, BERUFSBEKLEIDUNG

Danzig

Böttchergasse 24/27, Telefon 27251, 22881, 25211, 25027
Postfach 81

Karl-A. Schülke

Textilververtretungen - Großhandel

DANZIG

Große Gerbergasse 5, Telefon 23861

Haest Armbüst

TEXTIL-GROSSHANDEL

Läger in Manufaktur-, Wirk- und Strickwaren

DANZIG

Holzmarkt 3, Telefon 23234

Edüard Leiske Nachfg.

UNIFORMFABRIK

Danzig, IV. Damm 7, Fernspr. 21220

Gegründet 1869

BIBLIOTEKA

Uniwersytecka
Gdańsk

C-III 1331

Zoppoter Waldoper

Reichswichtige Festspielstätte

Richard-Wagner-Festspiele 1941

Gesamtleitung:

Generalintendant Hermann Merz

Mitwirkende: Erste Dirigenten und
erste Sänger Deutschlands

Orchester: 135 Musiker, darunter
erste Solisten von großen Staats-
theatern

Chor: 500 Personen

Aufführungen:

Mittwoch, den 23. Juli	„Tannhäuser“
Freitag, den 25. Juli	„Tannhäuser“ (KdF.)
Sonntag, den 27. Juli	„Tannhäuser“
Dienstag, den 29. Juli	„Tannhäuser“
Donnerstag, den 31. Juli	„Tannhäuser“
Freitag, den 8. August	„Die Meistersinger von Nürnberg“
Sonntag, den 10. August	„Die Meistersinger von Nürnberg“
Mittwoch, den 13. August	„Die Meistersinger von Nürnberg“
Freitag, den 15. August	„Die Meistersinger von Nürnberg“ (KdF.)
Sonntag, den 17. August	„Die Meistersinger von Nürnberg“

Preise der Plätze von RM. 3,— bis RM. 15,50

Der Zuschauerraum faßt 10000 Personen

Auskunft: Im Büro der Zoppoter Waldoper in Zoppot / Vorverkauf:
In den Verkaufsstellen vieler Städte des Ostens und in den MER-Reisebüros

ZOPPOT das bekannte Ostseebad

der ideale Kur- und Erholungsaufenthalt — Geschützte Lage
Mildes Klima — Gepflegte Parks — Herrliche Wälder

Große sportliche und gesellschaftliche Veranstaltungen

Täglich Konzerte — Sinfonie- und Solistenkonzerte
In der Spielbank täglich Roulette—Baccara—Boule

Roulette

Spielzeit durchgehend von 11-24 Uhr
Minimum RM. 2,— Maximum RM. 2400,—

Neuzeitliches Warmbad

Ganzjährig geöffnet — Alle Arten medizinischer Bäder — Inhalatorium
Moor-Voll- und Teilbäder aus eigenen Lagern

Auskünfte: Kurverwaltung der Stadt Ostseebad Zoppot